E 85

11

1961



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



Das sind die Zeichen unsrer Zeit:
Vom Himmel hoch hat's neuerdings geklingelt!
Auf Posten gegen die Vergangenheit
umrauscht ein rotes Weltraumschiff die Erde.
Schubkraft? Das Kommunistische Programm.
Die Völker sehen fröhlich sich umarmt,
und ihre Feinde wissen sich umzingelt.

PAUL WIENS

Wie erhöht ihr die Gefechts-bereitschaft?



AR fragt für Sie

FUNKTRUPP SCHELLER

Unteroffizier Scheller: Wir sind nur drei Mann. Einer davon, der Funker Kröber, ist erst eine Woche bei uns. Er kam durch das FDJ-Aufgebot zur Volksarmee.
Das Aufgebot löste auch in unserer Einheit eine große Masseninitiative zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft aus. Wir erkannten, daß der Abschluß eines Friedensvertrages zuverlässig militärisch geschützt werden muß. Wir bleiben! So antworteten wir. Gefreiter Pauksch und ich haben deshalb unseren Ehrendienst bis Herbst 1962 verlängert. Nun ist es notwendig, den neuen Genossen schnell in unser Kollektiv einzufügen, damit keine Lücke entsteht. Funker Kröber und alle jungen Soldaten bringen einen großen Lerneifer mit. Sie haben sich verpflichtet, in den ersten zehn Tagen die Bedienung des Funkgerätes, den Telefonieverkehr sowie die ersten fünfzehn Klangbilder des Morsealphabets zu lernen. Das läuft bis jetzt ganz gut. Ich schätze, daß wir sogar zwanzig Klangbilder schaffen werden. Das ist gewiß ein hohes Tempo, das wir vorlegen. Aber die gegenwärtige ernste Lage zwingt uns dazu.

Funker Kröber: Ich bin nicht der Meinung, daß das Tempo der Ausbildung zu hoch ist. Wir neuen Genossen kriegen den Stoff gut mit. Man muß natürlich den Willen zum Lernen und Liebe zur Sache haben. Aber wir sind ja nicht Soldat geworden, um hier ein bequemes Leben zu führen. Deshalb lernen wir auch in der Freizeit. Mein Truppführer hat z. B. für mich die Patenschaft übernommen. Das machen alle Truppführer der Kompanie. Nach dem Abendessen nehmen sie oft ihre „Schützlinge" und üben mit ihnen vor allem das Hören.

Gefreiter Pauksch: In meiner Doppelfunktion als Kraftfahrer und Funker kann ich dem Genossen Kröber leider nur wenig helfen. Einmal muß ich mich ständig um den Wagen kümmern, dann mache ich regelmäßig diensthabenden Funker. Ich helfe ihm deshalb meistens in der inneren Ordnung. Jetzt bereite ich mich auf die Qualifikationsprüfung Stufe III vor. Das ist für mich nicht so einfach, weil ich wenig Zeit habe. Aber ich will es schaffen, und der Truppführer hilft mir dabei.

AR: Da habt ihr euch ja sehr viel vorgenommen.

Unteroffizier Scheller: Ja, die Zeit ist knapp. Aber wir werden es schaffen. Wir Truppführer helfen uns untereinander. Hören und Geben trainiert einer von uns gleich mit mehreren Trupps. Das erleichtert uns die Arbeit. Im Keller unserer Unterkunft richteten wir jetzt einen Unterrichtsraum für Hören und Geben ein. Damit gewannen wir 10 Minuten für die Ausbildung, die wir bisher für den An- und Abmarschweg brauchten.

Gefreiter Pauksch: Man muß sich schon tüchtig auf den Hosenboden setzen und trainieren. Jeder Funker muß in der Lage sein, seine Verbindung unter allen Bedingungen aufrechtzuerhalten. Bei jeder Witterung, bei Funkstörungen und auch mit der Schutzmaske. Auch wenn er manchmal nur mit „zwo" hört. Dazu gehört schon ein gutes musikalisches Gehör, und starke Nerven natürlich.

AR: Aber er muß die Technik beherrschen. Wie steht es bei euch damit?

Unteroffizier Scheller: Das ist natürlich richtig. Der Einsatzkoeffizient in unserer Kompanie liegt schon lange ständig bei 1,0. Bei den Fahrzeugen und auch bei der Nachrichtentechnik. Das heißt, daß wir sie nicht vernachlässigen. Die älteren Funker sind in der Lage, in einer halben Stunde unter der Schutzmaske fünf Sprüche abzusetzen. Sie helfen den neuen Genossen, auch bald so weit zu sein.

Funker Kröber: Wir haben davon noch nicht viel Ahnung. Wir lernen zuerst die Bedienung, das ist vorerst die Hauptsache. Aber in der weiteren Ausbildung lernen wir das Gerät noch gründlicher kennen. Es wäre doch gelacht, würden wir das nicht schaffen.

AR: In seinem Brief an die Parteiorganisationen der SED in der Nationalen Volksarmee fordert Genosse Walter Ulbricht eine allseitig hohe und gefechtsnahe Ausbildung. Danach wird doch auch in eurer Kompanie gearbeitet?

Unteroffizier Scheller: Selbstverständlich. Das ist ja das Ziel, das wir so schnell wie möglich erreichen wollen. Sobald die jungen Soldaten die Grundbegriffe der Funkausbildung beherrschen, geht es raus ins Gelände. Ein Funker muß unter allen Bedingungen arbeiten können. Das lernt er doch nicht im Unterrichtsraum. Auch die gegenseitige Ersetzbarkeit spielt eine große Rolle. Um den Fahrer unseres Trupps ersetzen zu können, werde ich die Fahrerlaubnis erwerben. Das sollte übrigens jeder Truppführer tun.

Funker Kröber: Ich habe von dem Brief Walter Ulbrichts schon gehört. Er ist für uns neue Soldaten besonders wichtig. Um die Forderung nach allseitiger hoher Gefechtsbereitschaft zu erfüllen, hat unsere FDJ-Grundeinheit für nächstes Wochenende zu einem Wettbewerb aufgerufen. Es geht darum, wer die Maschinenpistole am schnellsten auseinandernimmt und wieder zusammensetzt. Mit verbundenen Augen und auch unter der Schutzmaske. Wir trainieren schon täglich dafür.

Unteroffizier Scheller: Wir sind uns eigentlich alle klar, in welcher Zeit wir gegenwärtig leben. Die Gefahr eines Krieges ist jetzt besonders groß. Sie geht von Westdeutschland aus. Die Bonner Ultras wollen den Abschluß eines Friedensvertrages verhindern. Ihr Geschwafel von einem „begrenzten" Krieg zur „Befreiung" der DDR zeigt, wie engstirnig sie sind, aber auch wie gefährlich. Das haben unsere Genossen begriffen. Deshalb werden wir nicht nachlassen, um unsere Republik zu sichern. Nur so können wir den Bonner Ultras die Suppe versalzen. Frunse sagte einmal: lieber tausend Tropfen Schweiß im Frieden als auch nur einen Tropfen Blut im Kriege. Ich habe das meinen Soldaten gesagt. Heute ist es mehr denn je notwendig, den Frieden durch Taten zu sichern. Die Werktätigen im Produktionsaufgebot und wir bei der Erhöhung unserer Gefechtsbereitschaft. Und danach handeln wir.

... Liebe Soldaten der NVA ...

Wir Pioniere der Klasse 6 c der Ernst-Thälmann-Oberschule Kröpelin begrüßen Euch Soldaten der Nationalen Volksarmee, die im Moment an den Grenzen unserer Republik auf Wacht stehen. Wir haben in der Schule und im Rundfunk viel von der schädlichen Tätigkeit der Westberliner Spionagestellen gehört. Auch in Kröpelin versuchten Jugendliche, die von Westberlin aus beeinflußt waren, Unruhe unter unseren Menschen zu stiften. Mit diesen Dingen ist es seit dem 13. August vorbei. Vor allem durch Eure standhafte Haltung, liebe Soldaten der NVA, konnte unsere Regierung ihre Maßnahmen durchführen.
Dadurch ist es uns nun weiterhin möglich, unsere neue Schule ungestört zu besuchen. Wir wollen ebenfalls zur Stärkung unserer Republik beitragen und uns bemühen, in der Schule gute Lernergebnisse zu erzielen.
Wir wollen ferner eine Wandzeitung über die NVA herstellen, und jeder Pionier unserer Pioniergruppe hilft 15 Stunden bei der Einbringung der Kartoffelernte.
Das beiliegende Buch senden wir Euch als Dank und Anerkennug für Eure aufopferungsvolle Tätigkeit in letzter Zeit an unseren Grenzen.
Wir grüßen Euch mit dem Gruß der Thälmann-Pioniere für Frieden und Völkerfreundschaft
„Seid bereit".

Die Pioniere der Klasse 6 c der Ernst-Thälmann-Oberschule Kröpelin/Kreis Bad Doberan
(Es folgen 28 Unterschriften.)

... Leistungen steigern ...

Ich danke Euch, daß Ihr die Grenzen unserer Hauptstadt Berlin so gut geschützt habt. Liebe Genossen, meine Verpflichtung für den Friedensvertrag lautet: Ich werde in der Schule meine Leistungen steigern.

Peter Möbius, Döbeln/Sa.
14 Jahre alt.

... ein Trauerlied ...

Mich hat interessiert, was in der Monatsumfrage zu dem Lied La Paloma gesagt worden ist. Für mich ist La Paloma auch weiterhin ein Trauerlied.
Die ganze Anlage des Liedes, vom Text wie von der schwermütigen, getragenen Melodie her, drückt Trauer und Leid aus.



Mich bekommt jedenfalls keiner auf den Tanzboden, wenn La Paloma gespielt wird.
Matrose Werner Seeger

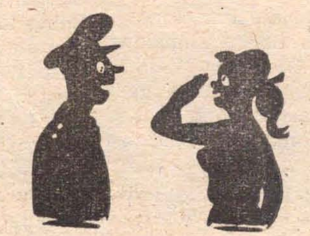
... Jubel aller Anwesenden ...

Gemeinsam mit den 750 Arbeitern, Genossenschaftsbauern und Pionieren demonstrierten 60 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des Patenregiments des Landkreises Erfurt.
Genosse Müller, Major und Parteisekretär im Regiment, gab die Verpflichtung aller Angehörigen des Regiments bekannt: Sie wollen so lange das Gewehr in der Hand behalten, wie sie die Regierung braucht.
Diese Meldung löste den Jubel aller Anwesenden aus.

Günter Weißenborn, Weimar

... Pumps zur Uniform ...

In Ihrer Ausgabe Nr. 8/1961 veröffentlichten Sie eine Bildserie „So war es mit Wolfgang und Petra".
Darin läßt sich erkennen, daß es sich bei der Genossin Petra um einen Unteroffizier handelt, bei der sich der Soldat vorschriftsmäßig meldet, so daß es die Pflicht der Genossin Unteroffizier wäre, ebenfalls den militärischen Gruß zu erwidern.



Weiterhin ist uns aufgefallen, daß die Genossin Unteroffizier Pumps zur Uniform trägt. Die weiblichen Angehörigen der bewaffneten Organe des MDI tragen zur Uniform entweder Stiefel oder schwarze Halbschuhe mit flachem Absatz. Soweit uns bekannt ist, gilt für die Nationale Volksarmee die gleiche Bekleidungsordnung.
Wir möchten Sie bitten, bei künftigen Bildreportagen diesen Dingen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, denn auch wir als weibliche Angehörige im Unterführerdienstgrad sind für unsere Soldaten Vorgesetzte, wenn wir auch andere Aufgaben, die nicht in den Rahmen der militärischen Ausbildung fallen, zu lösen haben.

Brigitte Adler,
Owm. des LS Potsdam



Vignetten: Arndt

Die Kritik erkennen wir voll und ganz an. Unser Bildreporter ist deshalb ermahnt worden, in Zukunft mehr auf die Beine der Genossinnen zu achten. Die Redaktion

... könnte die „AR" ...

Im Heft Nr. 6 zeigt das Titelbild einen Signalgast unserer Volksmarine beim Absetzen eines Spruches. Könnte die Armee-Rundschau nicht das ABC der Signalsprache veröffentlichen?

Gunnar Sauerwein
Bad Suderode

Wir werden uns bemühen, diesen Wunsch zu erfüllen.
Die Redaktion

... einen neuen Fortsetzungsroman in der AR ...

Ich freue mich, wenn ich jeden Monat die neue Nummer der „AR" in meinen Händen halte. Aber können Sie nicht auch einmal einen Fortsetzungsroman in der „Armee-Rundschau" bringen?

Klaus Striegel, Döbeln/Sa.

Die AR hat in der Vergangenheit wiederholt Fortsetzungserzählungen veröffentlicht, so z. B. „Den schwarzen Jet" und die „Ballade vom Soldaten". Dabei hat es sich jedoch gezeigt, daß die meisten Leser doch lieber kürzere Erzählungen lesen, wenn sie bei den längeren einen vollen Monat auf die nächste Fortsetzung warten müssen. Wir werden deshalb in Zukunft keine Fortsetzungserzählungen mehr veröffentlichen. Uns ist auch

---

Bundeshauptmann Straußenauer hat

Bauchschmerzen

Kammraan!
Vorsehung droht harte, äh, Prüfung an!
Jefahr der Vernichtung jahrhundertealter Tradition.
Lebensinhalt jedes echten deutschen, äh, Volksjenossen soll durch kommunistischen Anjriff zerstört wern.
Aber trotz jemeinen Verrats jewisser, äh, sojenannter Verbündeter jeben wir nich auf und sehen Unabänderlichem jefaßt ins Auge.
Deutschland muß wieder Nation von Dings, äh, Recken wern, um zu erhalten, wofür wir jahrelang jekämpft ham.
Schließe mit einem Wort des Führers und Reichskanzl ..., äh ..., schließe mit einem Zitat: „Sieje ertragen kann jeder Schwächling!"
Was is los, Maier III?
Ob die Russen etwa jetzt jejen uns Kriech machen wolln?
Quatsch! Frieden wern se jejen uns schließen — das is doch das Schlimme!
B-t

keine andere Monatszeitschrift bekannt, die Fortsetzungsgeschichten druckt.

Die Redaktion

. . . Friedensvertrag militärisch sichern . . .

Den Abschluß des Friedensvertrages militärisch sichern — das ist die alles überragende, verantwortungsvolle Aufgabe der Nationalen Volksarmee. An unserer Seite stehen dabei alle übrigen bewaffneten Organe der DDR sowie die Armeen der verbündeten sozialistischen Staaten, voran die Sowjetarmee.
Die Montage sandte uns der Leser Lechowski.



. . . weiter so . . .

Ich bin schon einige Jahre Leser der „Armee-Rundschau", habe aber auch noch einige andere Zeitungen bestellt. Trotz der großen Auswahl der Zeitschriften, die ich ständig lese, kann ich Ihnen versichern, daß Ihre Zeitschrift die beste und lehrreichste ist.
Ich kann nur gratulieren und sagen: Bravo, weiter so!

Ein treuer Leser

. . . kein spezieller Tag der Ungarischen Volksarmee . . .

Gibt es einen Tag der Ungarischen Volksarmee?

Horst Peukert, Bitterfeld

Es gibt keinen Gründungstag und auch keinen speziellen Tag der Ungarischen Volksarmee. Der 29. September ist nicht der Jahrestag der Ungarischen Volksarmee, sondern der Tag aller ungarischen bewaffneten Kräfte. Er wird zurückgeführt auf die Schlacht bei Pakozd am 29. 9. 1848, in deren Verlauf überlegene militärische Kräfte der Habsburger Monarchie von ungarischen Revolutionären geschlagen wurden. Es war der erste große Sieg ungarischer Freiheitskämpfer über die österreichischen Unterdrücker.
Was die Ungarische Volkarmee betrifft, so wurden erste Einheiten im Frühjahr 1945 aufgestellt, nachdem die Sowjetarmee große Teile des Landes befreit und die Provisorische Nationalregierung Ungarns am 28. Dezember 1944 Hitlerdeutschland den Krieg erklärt hatte. Der Weg von diesen ersten Einheiten zur heutigen Ungarischen Volksarmee war ein Entwicklungsprozeß, der von der Gesamtentwicklung der Ungarischen Volksrepublik nicht zu trennen ist.

Die Redaktion

. . . erst mal richtig prüfen . . .

Fräulein Helga möchte gerne wissen, wie junge Männer zu Mädchen stehen, die bereits ein Kind haben (siehe AR Nr. 8/1961). Ich möchte doch sagen, daß es in unserer Zeit keine Schande ist, ein Kind vor der Ehe zu haben. Persönlich wäre es mir aber nicht recht. Sollte mir aber mal ein Mädchen über den Weg laufen, das ein Kind



hat, so würde ich sie erst einmal richtig prüfen. Ich könnte mich nie entschließen, ein Mädchen mit einem Kind zu nehmen, die so mit Niethosen und engem Pullover nachts auf den Straßen und Bahnhöfen herumlungert, wie ich sie täglich bei der Ausübung meines Dienstes in Berlin sehe.

VP-Oberwachtmeister Manfred Siebeneich

Führende Fachbücher

SCHNITZLEIN

Kraftfahrtechnisches ABC

Ein zuverlässiger Ratgeber zur sachgemäßen Pflege und Instandhaltung der Fahrzeuge. 2., erweiterte Auflage. 228 Seiten, 161 Abbildungen, Kunstleder, 5,– DM (Taschenformat)

REICHELT

Betriebskunde des Dieselmotors

Band I: Der Dieselmotor und die Einspritzgeräte. 2. Auflage. 336 Seiten, 287 Abbildungen, Halbleinen, 13,20 DM

AUTORENKOLLEKTIV

Die elektrische Anlage des Kraftfahrzeuges

Etwa 544 Seiten, 602 Abbildungen, 6 Tafeln, Kunstleder, etwa 31,– DM. Auslieferung in den nächsten Tagen.

RINT

Lexikon der Hochfrequenz-, Nachrichten- und Elektrotechnik

Viersprachig: deutsch, englisch, französisch, russisch. Erklärt nach dem neuesten Stand der Technik rund 20 000 Begriffe.
Band I: A–D; Band II: E–J; Band III: K–Q; Band IV: R–Z. Umfang je Band über 800 Seiten, Kunstleder, 28,75 DM (Taschenformat)

MEGLA

Dezimeterwellentechnik

Leitfaden und Nachschlagewerk. 5., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Etwa 650 Seiten, 630 Abbildungen, 32 Tafeln, Kunstleder, 64,– DM

DUDA

Flugzeuggeräte

Einzigartig gründliches und umfassendes Lehr- und Nachschlagewerk.
Band I: Fluglage und Flugzustand. 306 Seiten, 158 Abbildungen, 15 Tafeln, Kunstleder, 22,– DM
Band II: Navigation. 220 Seiten, 151 Abbildungen, 3 Tafeln, Kunstleder, 30,– DM
Band III: Triebwerk und Zelle. 276 Seiten, 186 Abbildungen, 18 Tafeln, Kunstleder, 27,– DM

Auslieferung nur durch den Buchhandel



VEB VERLAG TECHNIK BERLIN

Das ERSTE Semester

VON HAUPTMANN ALFRED HAUBERT

Den Körper dicht an den Boden geschmiegt, nur den Kopf leicht erhoben, gleitet Bernd Enders vorwärts. Er weiß, alle Blicke sind nun auf ihn gerichtet. Neben Unteroffizier Schumann, der einige Schritte entfernt am Rande des Stoppelfeldes steht, verfolgen die Genossen der Gruppe von einer Bodensenke aus jede seiner Bewegungen. Wie bei einer Prüfung, geht es ihm durch den Kopf. Zug um Zug bewegt er sich zur nächsten Deckung hin. „Tief unten bleiben, den Gegner sehen, ihm aber kein Ziel bieten", hatte ihnen der Gruppenführer eingeschärft und es dann selbst vorexerziert. So schwer hatte es sich Soldat Enders allerdings nicht vorgestellt. Unter seinem Stahlhelm perlen die ersten Schweißtropfen hervor. Ellbogen und Knie schmerzen unter der Last des Körpers. Er beißt die Zähne zusammen. Bald ist es geschafft. Mit einem kräftigen Ruck verschwindet er in einer Mulde, gleitet zur Seite und beobachtet wieder aufmerksam den vor ihm liegenden Geländeabschnitt. „Das war schon ganz ordentlich, nur müssen Sie die Waffe noch kürzer fassen", urteilt Unteroffizier Schumann.

Wie alle Soldaten der Gruppe gehört Bernd Enders zu den Tausenden von Jugendlichen, die in diesen Tagen zur Volksarmee kamen. Der große muskulöse Bursche, dessen ruhige bescheidene Art ihn noch sympathischer macht, fuhr geradewegs von einer Großbaustelle zur Kaserne. Unweit von hier, auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt, hatte Bernd Enders bis vor wenigen Tagen beim Bau des neuen Flughafens mitgearbeitet. In seiner Brigade, die den Beton für die Start- und Landepiste auftrug, wurde tüchtig geschafft. Und die Qualität konnte sich sehen lassen, nebenbei — der Verdienst auch. Im Wohnlager der Baustelle waren sie vernünftig untergebracht. Sie wohnten zu viert auf einer Stube und lebten recht sorgenfrei in den Tag hinein. Um so überraschter waren seine Kollegen, als er ihnen sagte, er werde zur Volksarmee gehen.

Enders zur Armee? Er, der noch nicht einmal in der FDJ war? Das wollte ihnen nicht in den Kopf.

„Ihr müßt euch eben mehr darum kümmern, was in der Welt vor sich geht. Es könnte nämlich passieren, daß euch morgen die Betonbrocken um die Ohren fliegen, während ihr euer Geld zählt." So ähnlich hatte er ihnen damals geantwortet. Dieses sorglose Dahinleben, das hatte seinen Widerspruchsgeist erregt. Lag es vielleicht daran, daß er als Waise seinen gleichaltrigen Kameraden an Lebenserfahrung um vieles voraus hatte? Er war frühzeitig daran gewöhnt, selbständig Entscheidungen zu treffen. Er tat es auch in diesem Falle. Sein Gespräch mit dem Brigadier, einem Parteimitglied und ehemaligen Transportpolizisten, bestärkte ihn nur noch in seinem Entschluß. Es blieb dabei, Bernd Enders ging zur Armee.

Heute, da er um vieles klarer sieht, ist er mehr denn je davon überzeugt, daß sein Entschluß richtig und vor allem notwendig war. Überlegt, bedächtig fast, aber leidenschaftlich spricht Bernd Enders aus, was ihn bewegt: Ich möchte nicht, daß andere Kinder so aufwachsen müssen wie ich, daß sie ihre Eltern in einem Krieg verlieren. Und außerdem: Wenn man sieht, was wir in den letzten Jahren geschaffen haben, die Häuser, den Flugplatz — das ist doch auch meine Arbeit. Sie ist jeden Tag in Gefahr, solange wir den Militaristen, die die Welt ewig im Kriegszustand halten wollen, keinen festen Riegel vorgeschoben haben.

Dieser feste Riegel ist der Friedensvertrag. Sein Abschluß und seine Verwirklichung müssen gut gesichert werden.

Darum waren sie diesem Ruf ohne Zögern gefolgt: Enders, Güldner, Schau, der kleine Wenzel — alle Soldaten der Gruppe Schumann, die auf diesem Feld mit Feuereifer dabei sind, die ersten taktischen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Soldat Enders und Soldat Schau, ein Dreher aus den Jenaer Zeiss-Werken, hatten als federführende Redakteure dem Willen der Genossen an der Wandzeitung in ihrer Unterkunft noch einmal Ausdruck verliehen: Wir werden unsere ganze Kraft einsetzen, die Aufgaben der Grundausbildung vorbildlich zu erfüllen und stellen uns das Ziel, eine der besten Gruppen der Kompanie zu werden.

Das blieben keine leeren Worte! Soldat Güldner, der den Gruppenführer schon am Tage der Einkleidung ungeduldig gefragt hatte, wann man denn nun endlich eine Waffe in die Hand bekomme, beherrschte als einer der Ersten die Maschinenpistole. In der Exerzierausbildung gehörten die Soldaten Schau, Geier und Enders ständig zu den Besten. Hauptfeldwebel Dambach staunte nicht schlecht, als er sah, daß die Genossen während ihrer Freizeit sich so lange im Bettbauen übten, bis sie auch den letzten Kniff heraus hatten.

Doch vom Bereitsein zum Können führt ein langer schwieriger Weg. Wer ihn sich als glatte Asphaltstraße vorstellte, auf der man bequem entlangspazieren konnte, der mußte sich bald eines anderen belehren lassen. Letzthin, bei der Pionierausbildung zum Beispiel.



Soldat Völker: Ich will so schnell und so gründlich wie möglich das Waffenhandwerk erlernen und wenn ich kann, Unteroffiziersschüler werden.



Soldat Güldner: Er war einer der ersten, die nach der Waffe fragten und gehörte zu den ersten, die ihre Maschinenpistole beherrschten.

Ihr Zug war auf dem Marsch zum Ausbildungsgelände, als ein heftiger Regen einsetzte. Bald war der Weg von Pfützen bedeckt, und auf dem Drillich zeichneten sich große feuchte Flecke ab. Fragend blickten einige Soldaten Leutnant Eberlein, den Zugführer, an. Und jetzt noch Schützenmulden ausheben? Vor Beginn der Ausbildung sagte dann Leutnant Eberlein einige Worte, derer sie sich noch gut erinnern: Genossen, wir haben ausgezeichnete Waffen. Hinter diesen Waffen aber muß ein gut ausgebildeter Soldat liegen, der den Gegner kennt und in der Lage ist, ihn unter allen Umständen, also auch bei jedem Wetter, sicher zu bekämpfen. Das allerdings erlernt man nicht im Unterrichtsraum.

Sie hatten ihren Zugführer verstanden. Allein mit der Waffe als Marschgepäck, und sei sie noch so gut, bringt man die Bonner Militaristen nicht zur Räson.

Dann begannen sie mit dem Ausheben der Schützenmulden. Nur mit großem Kraftaufwand drang der Spaten in die nasse, lehmige Erde, die in zähen Klumpen an den Stiefeln klebte. Dabei regnete es unaufhörlich. Doch das schien jetzt niemanden mehr zu stören. Je festere Umrisse die Schützenmulden annahmen, desto stärker spürte man den Wettbewerbsschwung, der die Soldaten erfaßt hatte



Soldat Kneisel: In unserem Betrieb in Karl-Marx-Stadt habe ich jeden Abend meine Drehbank saubergemacht. Mit meiner Waffe halte ich es ebenso. Fotos: Peter Liebers

Am schnellsten gingen die Arbeiten in der 1. Gruppe voran. Hier war es vor allem der Soldat Völker, der trotz seiner Körpergröße bald hinter der Deckung verschwand. Der stämmige Hauer vom Schieferbergbau, mit achtzehn Jahren bereits Mitglied der Partei der Arbeiterklasse, hielt auch an diesem Tag, was er versprochen hatte: Ich will so schnell und so gründlich wie möglich das Waffenhandwerk erlernen und dann Unteroffiziersschüler werden. Seine fachmännisch ausgebaute Schützenmulde wurde bei der Auswertung im Beisein aller Soldaten als die beste des Zuges eingeschätzt. Als dann die Genossen vor die Deckung des Soldaten Enders traten und der Zugführer die Arbeit als die beste der Gruppe beurteilte, fühlte auch Bernd Enders, daß er an diesem Tag sich selbst besiegt hatte. Im Zug hatte nach der ersten Woche die Gruppe des Unteroffiziers Barth die Spitze im sozialistischen Wettbewerb übernommen und verteidigte sie nun mit großer Energie. Doch schon die Ergebnisse eines Tages konnten das Bild verändern. So dicht waren ihm Unteroffizier Schumann und Unterfeldwebel Hendel mit ihren Gruppen auf den Fersen. Sie besaßen genügend Ehrgeiz, um dieses Vorhaben wahrzumachen. Wie ihr Zugführer, Leutnant Eberlein, kamen die drei Unteroffiziere aus einer Aufklärungseinheit. Außer Unterfeldwebel Hendel hatten sie bis zu ihrer Kommandierung Unteroffiziersschüler ausgebildet.

Genosse Schumann, der kraushaarige, immer gut aufgelegte „Benjamin" der Gruppenführer, gesteht offenherzig, daß es ihm schwergefallen sei, von den Unteroffiziersschülern wegzugehen. Drei Wochen vor der Prüfung, das erschien ihm fast wie eine unerlaubte Entfernung. Obwohl ihnen die Unteroffiziersschüler versprochen hatten, sie würden ihre Sache weiter gut machen, war ihnen doch ein wenig bange, je näher die Prüfungstage rückten. Die Ergebnisse der Prüfung, die waren auch das Spiegelbild ihrer Arbeit.

Viel Zeit hatte Unteroffizier Schumann allerdings nicht, solchen Gedanken nachzuhängen. Seine gegenwärtige Aufgabe nahm ihn voll in Anspruch. Und es machte ihm große Freude, mit den Neuen zu arbeiten. Die in den vorangegangenen Monaten gewonnenen Erfahrungen kamen ihm dabei sehr zustatten.

Eine dieser Erfahrungen besagte, daß es sich ein Gruppenführer nicht leisten kann, unvorbereitet vor seine Soldaten zu treten. Unteroffizier Schumann, der ehemalige Betriebsschlosser, schenkte sich im Studium deshalb nichts. Er büffelte, bis er auch die letzte Einzelheit des jeweiligen Themas beherrschte. Wer ihn dann bei der Ausbildung sah, wie auf jenem Stoppelfeld, vermerkte anerkennend, mit welcher Gründlichkeit und Systematik der erst zwanzigjährige Gruppenführer vorging. Für ihn war der Ausbildungstag erst dann erfolgreich, wenn ihm die Soldaten seiner Gruppe abends bei einer Unterhaltung auf ihrer Stube sagten: Heute haben wir wieder eine Menge dazugelernt.

Am gleichen Tage, da das Gesetz zur Verteidigung unserer Republik von der Volkskammer beschlossen wurde, traf auch Unteroffizier Schumann eine Entscheidung, die seinen weiteren Weg bestimmen wird. Bei den Gesprächen mit seinen Genossen über ihre Zukunftspläne reifte in ihm selbst der Entschluß, Offizier zu werden. Wie die Soldaten Schau, Gerlach und Blumtritt aus seiner Gruppe, bewarb auch er sich um Aufnahme an eine Offiziersschule. Alle anderen Soldaten der Gruppe erklärten sich bereit, Unteroffiziersschüler zu werden. Das war ihre Zustimmungserklärung zum Verteidigungsgesetz.

Zwei Tage darauf fanden in der Aufklärungseinheit die Prüfungen der Unteroffiziersschüler statt. Die Genossen hielten Wort. Sie machten ihre Sache gut, sehr gut sogar und stellten damit auch Leutnant Eberlein, Unteroffizier Schumann und Unteroffizier Barth ein ehrenvolles Zeugnis aus.

Unteroffiziersschüler Kley sprach im Namen aller, als er sagte: Die Prüfung war nicht das Ende, sondern erst der Anfang einer verantwortungsvollen Aufgabe. Doch wo wir auch stehen — unsere Republik kann sich auf uns verlassen.

Die Republik kann sich auf sie verlassen — auf den angehenden Panzerkommandanten Enders und den Offiziersschüler Schumann, auf den Unteroffiziersschüler Völker und auf Leutnant Eberlein — auf alle ihre Soldaten.

RECHTSBRECHER

VON HAUPTMANN HEINZ HUTH



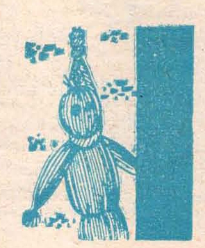
Es war im Frühjahr 1947 im westfälischen Bad Oeynhausen. Sergeant Stern von der amerikanischen Sicherheitsabteilung schlendert durch die Stadt. 80 Meter dahinter ein anderer GI. Ein Schatten?
In der Herforder Straße knöpft Sergeant Stern an seiner Affenjacke herum. Jetzt schaut zur Hälfte eine Stange Lucky-Strike-Cigarettes heraus. Kaum ist der rotglänzende Köder in dem blitzenden Zellophanpapier ausgelegt, beißen auch schon die Fische. Während des kurzen Gefeilsches zwischen Stern und einem Deutschen kommt der Schatten näher und näher. Zigaretten und einige Hundertmarkscheine wechseln den Besitzer — er ist bis auf Schritte heran. Die beiden haben sich getrennt — da, wie vom Schlag getroffen, zuckt der Deutsche zusammen. Ein starker Arm der Besatzungsmacht hält ihn unerbittlich am Kragen des Zellstoffsakkos; das strenge Auge des Gesetzes ist voller Entrüstung ob des dunklen Geschäfts: „Dammed german!" So ist der Deutsche heilfroh, als man ihn wieder laufen läßt. Die Zigaretten allerdings bleiben „im Namen der Militärregierung" konfisziert. „Verdammter Ami!"

Der Gesetzeshüter steckt sich die Lucky-Strike in seine Affenjacke. Er schlendert weiter. In 80 Meter Abstand folgt ihm ein Schatten — der Sergeant der US-Army Stern ...

Es ist nicht bekannt, ob die beiden US-Sergeanten, nachdem sie das Spiel mit vertauschten Rollen eine Weile fortgesetzt und einige tausend Mark ergaunert hatten, ihre Lucky-Strike selbst aufrauchten. So möglich das war, so unmöglich ist, daß einige höhere Chargen jemals Mengen persönlich verbrauchen, mit denen sie ihre schwarzen Geschäfte machen, und wenn sie bis an ihr Lebensende stündlich ...

Da stand im Juli 1951 die Frau des amerikanischen Stadtkommandanten von Wiesbaden vor der Schranke des Distriktgerichtes in der gleichen Stadt. Mrs. Katherine Reed war eine jener Spinnen, die ein enges Netz des Schleichhandels über Westdeutschland gesponnen hatten. Mit ihren Komplizen hatte sie tonnenweise Kaffee aus dem Ausland „als Militärgut" eingeführt und ihn zu Schwarzhandelspreisen verschoben. Der Reed brachte das u. a. einen Diamantenring im Werte von 5000,— Westmark, Brillanten, Ohrringe und kostbare Pelze ein. Das amerikanische Gesetz sah eine Gefängnisstrafe vor. Aber der Prozeß sollte nur die Öffentlichkeit beruhigen. So erhielt die Reed lediglich eine Geldbuße. Aber auch das paßte ihr nicht. Für andere wollte sie nicht einmal den kleinen Finger hinhalten. Kurz entschlossen packte sie aus, daß der Kreis ihrer Komplizen bis in die Spitzen der amerikanischen Militärregierung reichte ...

So zogen US-Besatzer vielen Ärmsten der Armen, vielen Ausgebombten und Ausgewiesenen, vielen hungernden Durchschnittsdeutschen das letzte Wertstück aus den Händen. Und doch gab es eine Funktion der US-Army, die dem deutschen Volk noch teurer zu stehen kam ...



Im April 1945 ergriffen amerikanische Soldaten einen Nazi in der Uniform eines SA-Sturmführers.

„Ich bin kein Soldat, ich bin ein Geschäftsmann, ich bin Georg von Schnitzler", winselt der Herrenmensch.

„Okay", beruhigt der amerikanische Korporal, während er ihm die Hände auf dem Rücken fesselt. „Nazisoldaten und Naziindustrielle werden am gleichen Galgen schwingen." Auf dem Wege zum Hauptquartier kommt ein US-General an der Gruppe vorbei. Die schlaffe Gestalt des Schnitzler streckt sich.

„Guten Tag, Sir", spricht er den General an. „Es freut mich, wieder Amerikanern zu begegnen und mit meinen Herren Geschäfte machen zu können wie früher."

Der General verzieht sein Gesicht, der Korporal treibt den SA-Mann mit dem Kolben weiter ...



Am 14. 8. 1947 hebt sich in Nürnberg gemäß eines alliierten Beschlusses der Vorhang zum Kriegsverbrecherprozeß gegen den IG-Farben-Konzern. Unter den 24 Angeklagten sitzt auch Schnitzler. Die Anklage lautet auf Vorbereitung von Angriffskriegen; gemeinsamer Verschwörung; Versklavung und Menschenmord. Der Ankläger Taylor legt Dokument auf Dokument vor. Schnitzler war IG-Direktor, Wehrwirtschaftsführer und, über den Rahmen der IG hinaus, Mitglied des großen Beirats der Reichsgruppe Industrie sowie Leiter der Wirtschaftsgruppe Chemie. Bei der Besetzung Polens denunzierte er den Besitzer der polnischen Farbenfabrik Wola als Juden. Der kam ins KZ, das Wola-Werk aber in den Rachen der IG.

Verglichen mit der Giftgasproduktion für das Massenvernichtungslager Auschwitz war das noch eine harmlose Schandtat des Schnitzler und seiner Komplizen. Außerdem erhielt Hitler 84 Prozent seines Sprengstoffes und 70 Prozent seines Schießpulvers von der IG.

Die Richter sind Vertreter amerikanischer Konzerne, die gemeinsam mit der IG im großen Rüstungsgeschäft manche Million gescheffelt haben. Werden sie den früheren Partner zur Strecke bringen und sich seine Macht- und Einflußgebiete aneignen?

Ein Dokument ist belastender als das andere. Die Hälfte davon müßte für die meisten Angeklagten zum Strang oder zu „lebenslänglich" reichen. Aber sie reichen allesamt nicht einmal zu hohen Gefängnisstrafen.

Im Juni 1948 erhalten Schnitzler und andere Angeklagte sogar Urlaub vom Prozeß, um die Familie „bei Schwierigkeiten zu beraten, die mit der Währungsreform auftauchen".

Als Schnitzler und Co. zurück sind, erhalten sie Besuch aus dem IG-Farben-Gebäude in Frankfurt am Main.

Dieser Palast aus Glas, Beton und Marmor war das Zentrum der IG-Verwaltung und -Forschung. Keine Bombe hatte es getroffen. Obwohl, genauer gesagt: weil es durch seine Größe und exponierte Lage auf einem Hügel für anfliegende Bomberverbände gut erkennbar war. Jetzt, 1948, hat hier die amerikanische Militärregierung ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Ankläger Taylor will bei der Unterhaltung mit von der Partie sein. Das Gericht zeigt ihm die kalte Schulter. Und so erfährt der Ankläger erst am Tage der Urteilsverkündung, was den Angeklagten schon Tage vorher offenbart wurde: Die Urteile lauten auf Freispruch oder auf äußerst milde Gefängnisstrafen.

Taylor kabelt Protest an den amerikanischen Kriegsminister und fordert Revision. Dessen Antwort ist kurz, aber entschie-

den: „No!“ Das bedeutet Freispruch von der Anklage der Kriegsschuld und damit Rehabilitierung nicht nur der IG, sondern der gesamten deutschen Rüstungsindustrie. Das bedeutet zugleich den Bruch der Abkommen von Jalta und Potsdam, die eine harte Bestrafung und Entmachtung der deutschen Rüstungsindustrie vorsahen.
Heute haben die IG-Farben-Betriebe ihre alte Machtstellung zurückgewonnen. Sie marschieren wieder einmal in der ersten Reihe der Einpeitscher und Nutznießer der Kriegspolitik. Aus Dankbarkeit für seine Verdienste soll Kriegsminister Strauß von der IG monatlich 5000,— glatte Westmark auf sein Konto erhalten. Mit diesen Maßstäben gemessen, hätten einige Herren vom damaligen US-Kriegsministerium das Doppelte verdient...

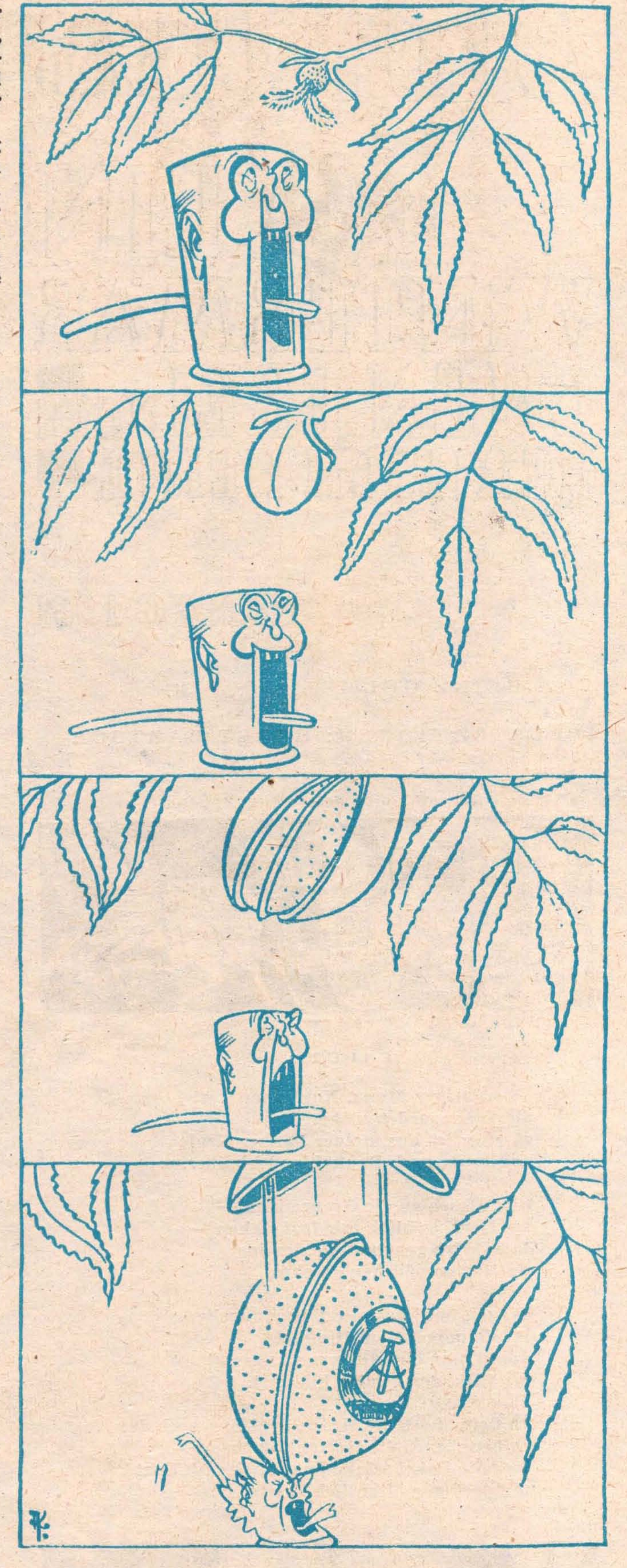


Berlin, 20. März 1948.
In Berlin tagt der alliierte Kontrollrat, der über die Durchführung des Potsdamer Abkommens wachen und das gesamte Deutschland verwalten soll. Soll! Der sowjetische Vertreter, Marschall Sokolowski, hat die Sitzung ordnungsgemäß einberufen. Es wurde vorher kein Tagesordnungspunkt festgelegt. Aber es kann nur einen geben: Die Londoner Dreierkonferenz. In London haben die drei Westmächte wichtige Beschlüsse gefaßt:
Vereinigung der Bizone mit der französischen Besatzungszone; Einberufung einer Tagung der westdeutschen Ministerpräsidenten und Ausarbeitung einer Verfassung für einen westdeutschen Staat; eine separate Währungsreform.
Das sind Beschlüsse, die das Potsdamer Abkommen zerfetzen, Deutschland endgültig spalten und damit die Arbeit des Kontrollrates unmöglich machen. Also fordert Marschall Sokolowski Auskunft und Diskussion über die Londoner Konferenz.
General Robertson — hochgewachsen, mit Hornbrille und Schnurrbärtchen, der englische Vertreter im Kontrollrat und mehr Geschäftsmann als Soldat — weicht aus. Es seien keine Beschlüsse gefaßt, sondern „nur Empfehlungen“ ausgearbeitet worden.
Sokolowski besteht auf seinen Forderungen. Aber auch die westlichen Vertreter weichen nicht von ihrem Kurs. Clay, für seine unbeherrschten Ausfälle bekannt, zeigt sich sogar ungehalten darüber, daß auf eine solche Sache „Zeit verschwendet wird“.
Daraufhin erhebt sich Sokolowski: „Die Sitzung ist geschlossen!“ Er verläßt den Saal.
Welchen Sinn hat es, über einheitliche Briefmarken oder andere drittrangige Fragen zu beraten, wenn währenddessen in Westdeutschland ein Separatstaat geschaffen wird...



Am folgenden Tag wird die gesamte Westpresse vom Berliner „Telegraf“ bis zur „New York Times“ der Sowjetunion vorwerfen, sie habe den Kontrollrat gesprengt. In Wahrheit hatten ihn die Westmächte seit langem unterminiert. Das waren nur einige der Explosivkörper, die sie bis zu diesem denkwürdigen März 1948 anhäuften:
1945. Teile der deutschen Wehrmacht werden in den Westzonen unter dem Deckmantel alliierter Dienstgruppen erhalten.
1946. Verbot der durch Volksentscheid gesetzlich verankerten Verstaatlichung der hessischen Industrie.
1947/48. Kanonenkönig Krupp und die SS-Kommandöse von Buchenwald, Ilse Koch, werden freigesprochen.
Niemand kann bestreiten, daß die Nachkriegspolitik der Westmächte zumindest seit 1946 Konsequenz zeigt. Aber das ist eine Konsequenz der Reaktion und des Krieges, eine Konsequenz gegen das deutsche Volk und die gültigen internationalen Verträge von Jalta und Potsdam. Wer aber Verträge bricht, kann sich nicht auf Nebenabkommen zu diesen Verträgen berufen. Die Westmächte haben sich selbst das Recht genommen, als Besatzer in Berlin zu sein.

(Fortsetzung über die Entwicklung der Berlin-Politik folgt)



„Es gab Leute in Westdeutschland und Westberlin, die sich jahrelang einredeten, die DDR sei ein schwacher Staat, die DDR ließe sich alles gefallen, der DDR könne man nach Belieben auf der Nase herumtanzen. Diesen Herrschaften haben wir gezeigt, daß die Deutsche Demokratische Republik eine sehr reale Macht ist, eine sehr reale Arbeiter-und-Bauern-Macht, die obendrein mächtige Verbündete hat.“ (Walter Ulbricht)



VON HEINZ GOLM

ILLUSTRATIONEN: HORST BARTSCH



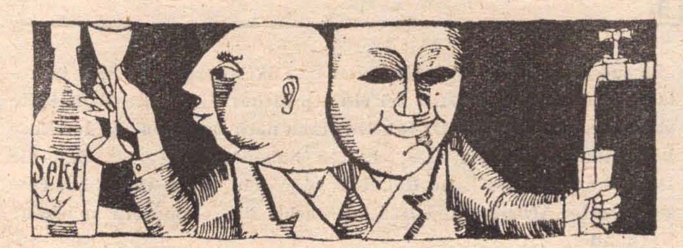
CAPUT 1

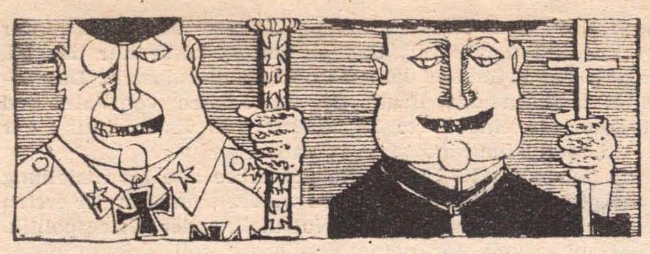
Im traurigen Monat November war's,
die Tage wurden trüber,
da stieg ich aus meiner Pariser Gruft
und reiste nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam —
das Herz, es blieb mir fast stehen —
da hab' ich genauso wie dereinst
ein Harfenmädchen gesehen.

Es sang noch das alte Entsagungslied,
das Eiapopeia vom Himmel,
womit man einlullt, wenn es greint,
das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenn' noch die Weise, ich kenn' noch den Text,
ich kenn' auch die Herren Verfasser —
auch die Enkel trinken noch heimlich Sekt
und predigen öffentlich Wasser.





CAPUT 2

Ich fuhr dan weiter ins Land hinein
und hörte bekannte Lieder,
und ich sah dann an einem Kasernentor
auch den Adler, den alten, wieder.

Es war der alte Geier noch,
man schob ihn noch nicht beiseite,
und so bleibt er denn wohl auch konsequent
Symbol bis zur letzten Pleite!

Und unter ihm tummelt sich immer noch
die Garde der alten „Getreuen" —
bekamen schon zehnmal den Hintern voll
und probieren's schon wieder von neuem.

So war's auch auf jenem Kasernenhof —
und da grad Parade genommen,
waren geschniegelt und vornehm die Herrn
aus dem Rheindörfchen Bonn gekommen.

So sah ich denn dort den Speidel stehn
und den Förtsch — in neuen Gewändern.
Ich sah noch immer das Ritterkreuz
und die Gier nach den östlichen Ländern.

Das Kreuz hing ihnen am Halse noch
und war auch schön blank geblieben —
die Gier aber stand nur schlecht verhüllt
in ihren Augen geschrieben.

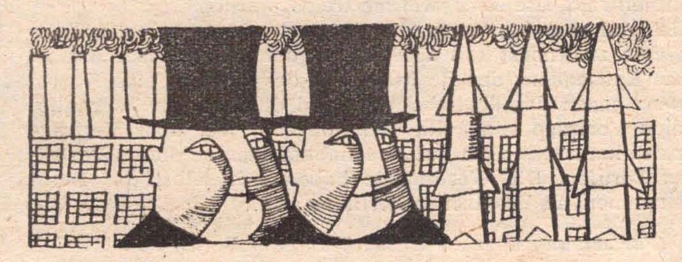
Und dicht daneben wie eh und je
im feierlich schwarzen Talare
beschaute die Geistlichkeit sich feist
die wohlfeile menschliche Ware.

Denn eines ist heute immer noch Brauch,
vermutlich des „Anstandes" wegen:
Die Männer, die man zur Schlachtbank führt,
bekommen den „christlichen" Segen! —

Und gleich daneben, im schlichten Zivil,
sah ich auch den Schlächter stehen;
und wirklich, ich habe den Metzgersohn
noch nie so symbolisch gesehen.

Stiernackig, feist und sturen Blicks
stand er genau in der Mitte:
von Speidel trennte ihn fast nichts,
vom Pfaffen nur ganze zwei Schritte.

Und von dort aus hub er abgehackt an
mit heiserer Stimme zu werben:
für die NATO, fürs „christliche" Abendland
sei's die Ehre aller zu sterben,





denn stets war's in Großgermanien Pflicht,
daß bei Kreuzzügen auf dem Altare
das „ganze Volk" ein Opfer darbringt —
so röhrte der Bajuware.

Und die, die es hörten, standen stumm:
die Jungen, die konnten's nicht deuten,
die anderen aber, mit Sternen bestückt,
die hörten's vertraut wieder läuten.

Das war ihre Sprache, das war ihr Geschäft,
das ging ihnen ein wie vor Jahren,
als sie mit den gleichen Parolen wie heut
schon einmal gen Ostland gefahren.

Das Denken ans bittere Ende von einst
jedoch schien ihnen geschwunden —
sie sahen auf Strauß, als hätten sie
erneut einen „Führer" gefunden!



Und ich sah ihn an, und ich sah noch mehr,
weit mehr als die andern gesehen:
als Schemen sah ich gleich hinter Strauß
die Herren der Banken stehen,

die Herren von Siemens und Mannesmann,
von Flick und von IG-Farben —
welch Wunder, sie hatten den Krieg gemacht
und zeigten selbst nicht einmal Narben!

Sie grienten schon wieder, ich sah es genau,
und dachten an neue Profite,
an Gold und an Erz und an kostbares Öl
und an fruchtbare Ostlandgebiete!

Mich schauderte bei dem Anblick schon
der ganzen perfiden Bande,
und ich fragte mich, sollt es nie anders gehn
in meinem Vaterlande?

Soll stets nur der Wahnsinn triumphiern,
der Machtrausch der Militaristen,
und gab es noch immer nicht Deutsche im Land,
die ein besseres Banner hißten?

Ein besseres, als es der Geier ist,
das Sinnbild des Mordens und Raubens?
So dachte ich und schämte mich fast
ob der Zähigkeit meines Glaubens . . .





CAPUT 3

Und so reiste ich weiter gen Osten hin
bis man urplötzlich herzlich mich grüßte —
ich glaubt' mich im Traum, weil seit eh und je
ich für meine Ideen doch stets büßte . . .

Und hier nun ein Gruß statt des Femeworts,
ein Gruß gar, der doppelt schreckte,
weil ich um mich her im Waffenrock
nur junge Soldaten entdeckte.

Sie schüttelten freudig mir die Hand
und riefen ein „Herzlich Willkommen!"
und sie haben mich wie einen alten Freund
mit hinein in ihr Deutschland genommen.

Und sie zeigten mir stolz ihr neues Haus
und die Fahne, die blutig rot ist,
und die Arbeiterfaust, die die Waffe trägt
bis der Mordgeier endgültig tot ist!

Und sie sprachen zu mir von ihrem Schwur,
der aus Haß gegen Knechtschaft geboren
und den sie aus Liebe zu ihrem Volk
einem friedlichen Leben geschworen.

So sah ich denn hier keinen Pfaffen stehn,
sein Heucheln war hier nicht vonnöten,
und auch keine feisten Bankherrn sah ich
als Schemen der Macht auftreten.

D i e Deutschen hier hatten sich frei gemacht
von all dem verruchten Gesindel,
vom militanten Monokelgesicht
wie vom lautstarken großdeutschen Schwindel.

Der Dreher steht hier mit dem Bauernsohn,
und Arbeiter sind's, die sie führen,
und sie alle — vereint durch die alte Idee
vom Frieden — sind's, die garantieren,

daß die alte Brut, die am Rheine aufs neu
zum Angriff gen Osten rüstet,
dem Untergang entgegengeht —
endgültig — und schon befristet!

Das sah ich und ging mit Stolz in der Brust
wieder dorthin, von wo ich gekommen,
und habe, es war das höchste Glück,
die Gewißheit mitgenommen,

daß jene Ideen der Menschlichkeit,
die wir einst in Knechtschaft geschaffen,
erfüllt sind — und dafür auf Wache stehn
auch Deutsche — in Deutschland — mit Waffen!





„Gemischte Batterie – Feuer!"

19. NOVEMBER:

TAG DER

SOWJETISCHEN ARTILLERIE

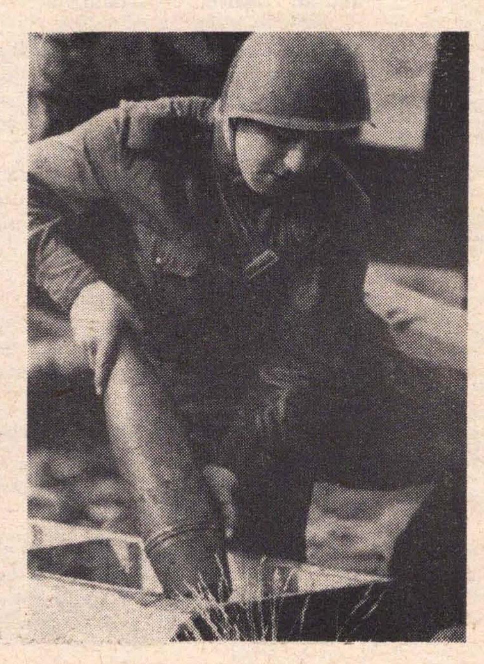
FOTOS: GEBAUER · TEXT: BERCHERT

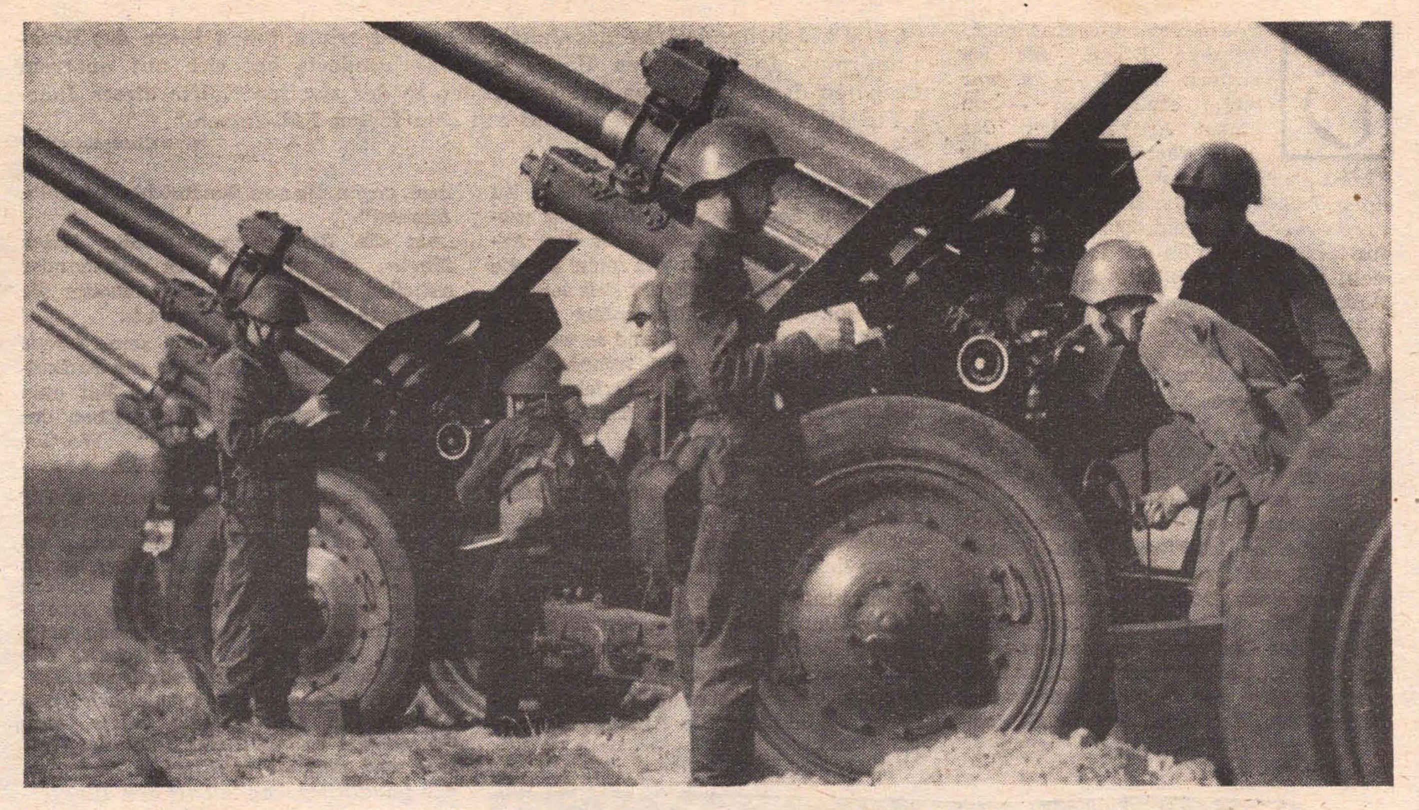


Gefreiter Gladki (rechts): „Wir freuen uns sehr, daß gerade unsere Einheit zu den Genossen der Nationalen Volksarmee fahren durfte. Hoffentlich kommt ihr auch einmal zu uns!" Unteroffizier Block (links): „Dieser gemeinsame Wettbewerb hat uns sehr gut gefallen. Das müßten wir viel öfter machen."









Was bedeuten schon unterschiedliche Sprache und Uniform, wenn die Geschützrohre akkurat auf dasselbe Ziel gerichtet sind.

Gemischte Batterie? Jawohl, gemischte Batterie! Aber es sind doch auf den Fotos außer Haubitzen keine Geschütze zu sehen? Allerdings nicht. Doch neben steingrauen Kampfanzügen finden wir Khakiuniformen: Sowjetische Artilleristen der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte zu Gast bei einer Artillerieeinheit der Nationalen Volksarmee.

Das war ein Freundschaftstreffen besonderer Art. Statt langer Ansprachen gab es kurze Feuerkommandos — statt wirbelnder Volkstanzgruppen drehten sich hurtig die Richttriebe der Geschütze. Zwei Feuerzüge kämpften um die besten Leistungen. Oberleutnant Golubew gab russische Kommandos, Leutnant Hoffmann erteilte seine Befehle in deutsch. Wer jedoch soweit abseits stand, daß er die unterschiedlichen Laute nicht mehr wahrnehmen konnte, der sah nur sechs sich fast immer gleichzeitig und gleichmäßig bewegende Geschütze. Es war das Bild eines ausgezeichneten Zusammenspiels. Die Wertung dieses Wettbewerbs: Beide Mannschaften kommen auf den 1. Platz. Natürlich klappte noch nicht alles. Doch die auftretenden Mängel glichen sich auf beiden Seiten aus, und der Wettbewerb dürfte sich als gegebener Anlaß erweisen, mit ihnen aufzuräumen.

Ein besonderes Lob sei den Genossen gezollt, die durch das FDJ-Aufgebot neu zu uns kamen und erst wenige Wochen am Geschütz stehen. Sie setzten sich mit einer solchen Bravour ein, daß man sie nicht von den „Alten" unterscheiden konnte.

Ergebnis der sich an den Wettkampf anschließenden Unterhaltung: „Das müssen wir viel öfter machen!" und „Karascho!" und „Gemeinsam hau'n wir jeden Aggressor zu Puppendreck!"









s passieren manchmal merkwürdige Dinge. Als ich gestern abend — es war schon etwas spät — an einem Artikel über das neue Parteiprogramm der KPdSU arbeite, muß mich doch für einen Augenblick die Müdigkeit übermannt haben, jedenfalls schrecke ich durch ein Klopfen an der Tür hoch. Auf mein ‚Herein!' tritt ein hochgewachsener Mann in der Kleidung eines englischen Adligen aus dem 17. Jahrhundert ins Zimmer. „Gestatten", sagt er, „Morus, Sir Thomas Morus. Sie schreiben doch da gerade einen Artikel. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ich sozusagen der Erfinder des Kommunismus bin; bitte das darin zu vermerken; habe gewissermaßen geistige Urheberrechte."

Sie können sich meine Überraschung vorstellen. Aber ich fasse mich schnell. „Moment mal", sage ich, „was Sie 1615 in Ihrem Buch ‚Utopia' von der, wie Sie es auszudrücken beliebten, „besten Verfassung des Gemeinwesens und von der neuen Insel ‚Utopia' " schrieben, ist doch eine Schimäre und ähnelt in nichts den Dingen, die sich jetzt in der SU abspielen. Sie sind ein ausgesprochener Utopist!"

„Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert der triumphalen Siege des Kommunismus. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hat sich auf unserem Planeten der Sozialismus fest begründet, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wird der Kommunismus auf ihm festen Fuß fassen."

N. S. Chruschtschow



Sir Thomas scheint leicht gekränkt. „Was heißt Utopist", sagte er spitz, „immerhin war ich hauptamtlich englischer Ministerpräsident."

„Gewiß", spotte ich, „aber dann sind Sie allerdings geköpft worden, nicht wahr?" Seine Miene verzieht sich zu einem schmerzlichen Lächeln. „Leider", seufzt er, „leider! Wenn ich etwas länger gelebt hätte, wer weiß, vielleicht wäre dann der Kommunismus auf Erden schon längst Wirklichkeit!"

„Den Zahn lassen Sie sich mal ziehen", sage ich in versöhnlichem Ton, „mit einem Apell an die Vernunft und den Gerechtigkeitssinn der Reichen, wie Sie es taten, kann man keinen Blumentopf gewinnen. Auch den heutigen Nachfahren Ihrer noblen Gesellschaft, den Monopolisten, wird es nie auch nur im Traum einfallen, freiwillig auf ihr Ausbeuterdasein zu verzichten. Wir haben da so unsere Erfahrungen."

„Bitte schön, wenn Sie meinen", lenkt mein Gesprächspartner ein, „aber dann wird es nie was mit dem Kommunismus."

„Doch", sage ich, „mit den Arbeitern!"

Er schaut mich fassungslos an. „Mit diesen — nun ja, obzwar unschuldigerweise, aber nichtsdestoweniger unwissenden, durch ihre Fronarbeit abgestumpften Arbeitsleuten, ohne Macht, ohne Einfluß, ohne Mittel! Das ist doch unlogisch!"

„Nein", sage ich, „das ist dialektisch. Zu Ihrer Zeit, Sir Thomas, gab es nur vereinzelte Manufakturen und die dort Arbeitenden waren nicht viel mehr als die Sklaven. Aber die Welt hat sich seitdem weitergedreht. 250 Jahre später waren z. B. die Arbeiter in Rußland so weit gebildet und politisch und technisch geschult, daß sie selbst die Betriebe leiten und ihre Ausbeuter zum Teufel jagen konnten."

Sir Thomas macht ein verdutztes Gesicht. „Ja, aber haben denn die Reichen das zugelassen? Zu meiner Zeit konnten nur deren Söhne sich bilden und schulen. Wieso denn die Arbeitenden?"

„Ganz einfach", sage ich, „die Reichen wollten immer reicher werden, da haben sie ihre Betriebe vergrößert und mit besserer Technik mehr produziert. Moderne Technik braucht aber qualifizierte Arbeiter. So mußten die Ausbeuter ihren Arbeitern ein entsprechendes Maß von Wissen gönnen. Außerdem wurde die Industrie an einigen Orten konzentriert. Eines Tages sahen sich die wenigen Ausbeuter einer Unzahl Arbeiter, kluger und klügerer Arbeiter gegenüber, die sich mit Recht fragten: Warum uns, die wir den Reichtum schaffen, soviel Armut? Warum erhalten jene ein Vieltausendfaches mehr, als sie je bei fleißigster Hände Arbeit erwerben könnten? — In Rußland haben die Arbeiter kurzen Prozeß gemacht. Hier, lesen Sie sich das mal durch." Ich reiche ihm den Programmentwurf der KPdSU, und halblaut, etwas stockend liest er die von mir bezeichneten Stellen.

„Rußland war das schwächste Kettenglied im System des Imperialismus und der Knotenpunkt aller seiner Widersprüche. Zugleich bestanden in Rußland auch die notwendigen Voraussetzungen für den Sieg des Sozialismus. Die Arbeiterklasse Rußlands war die revolutionärste und bestorganisierteste in der Welt und verfügte über große Erfahrungen im Klassenkampf. An ihrer Spitze stand eine mit der fortschrittlichen revolutionären Theorie ausgerüstete, in Klassenkämpfen gestählte marxistisch-leninistische Partei."

„Das leuchtet mir ein, Herr Redakteur. Aber wenn die Kapitalisten nicht freiwillig abtreten, wie haben es denn die Arbeiter in Rußland geschafft? Wo hatten sie die Waffen her, gegen die Polizei, gegen die von den Reichen bezahlte Armee?"

„Als die Reichen miteinander Krieg führten und ihre Arbeiter aufeinander schießen ließen, haben die Arbeiter die Gewehre umgedreht!" sage ich.

Sir Thomas sieht mich an, seine Miene ist ernst. „Vielen Dank für die Aufklärung", sagt er, „aber warum hat man nicht gleich 1918 mit dem Aufbau des Kommunismus begonnen?" Wortlos weise ich auf eine andere Stelle:

Der Aufbau des Sozialismus wurde durch die soziale, ökonomische, technische und kulturelle Rückständigkeit des Landes außerordentlich erschwert. Die siegreichen Arbeiter und Bauern hatten noch keine Übung in der Staatsverwaltung und keine Erfahrung beim Aufbau der neuen Gesellschaft. Die Schwierigkeiten des sozialistischen Aufbaus wurden dadurch vervielfacht, daß die UdSSR fast dreißig Jahre lang der einzige sozialistische Staat der Welt war und daß sie erbitterten Angriffen der feindlichen kapitalistischen Umkreisung ausgesetzt war.

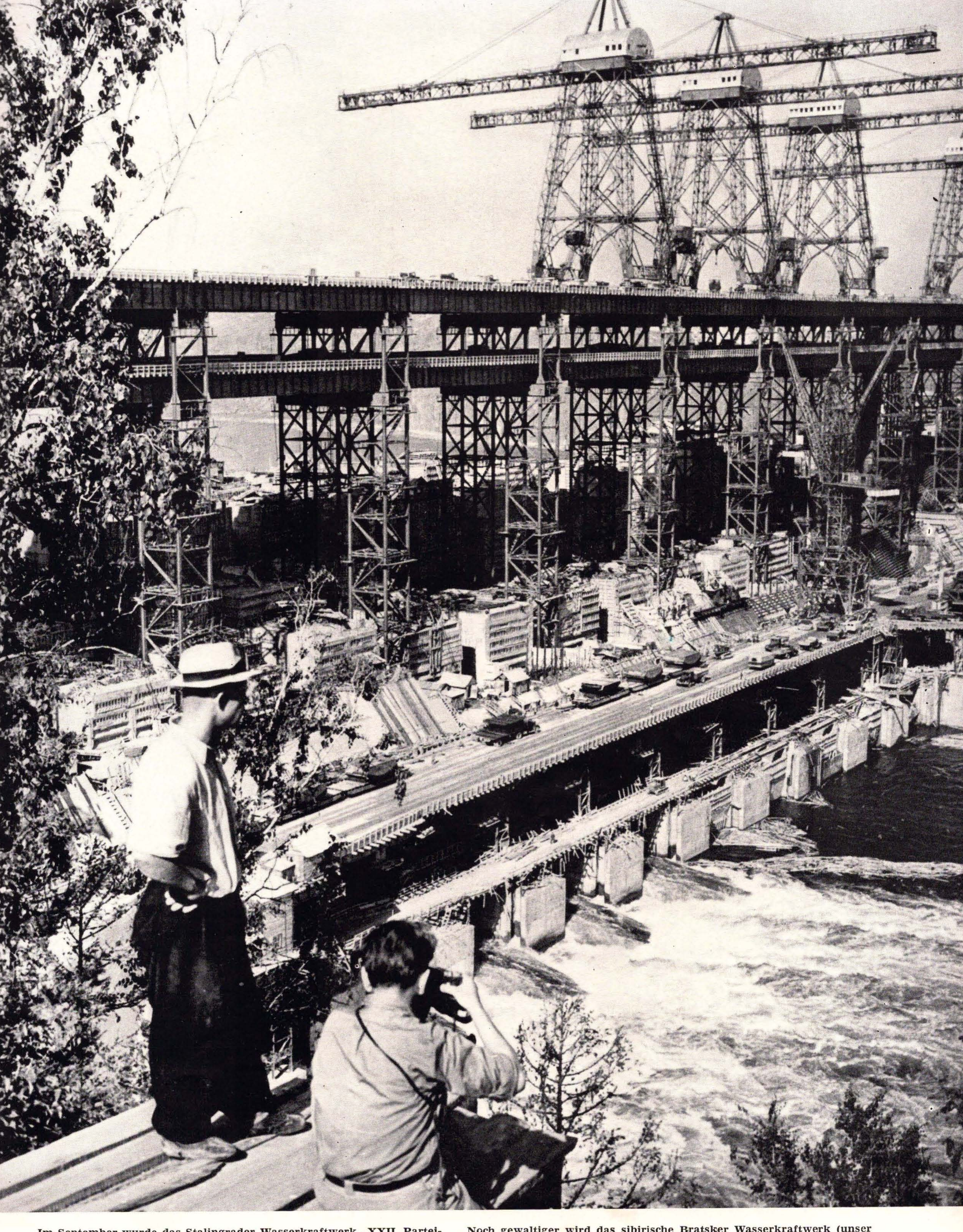
„Und dann noch eins", sage ich, „bevor man den Kommunismus aufbaut, muß man eine entsprechende mächtige Industrie und Landwirtschaft aufbauen. Das hat man in der Sowjetunion getan. Jetzt ist man dort soweit. Auch darüber steht etwas in diesem Programmentwurf:

„Der Aufbau der kommunistischen Gesellschaft ist zur unmittelbaren praktischen Aufgabe des Sowjetvolkes geworden. Das allmähliche Hinüberwachsen des Sozialismus in den Kommunismus ist eine objektive Gesetzmäßigkeit, vorbereitet durch die gesamte vorangegangene Entwicklung der sozialistischen Sowjetgesellschaft ... Kommunismus ist eine klassenlose Gesellschaftsordnung, in der die Produktionsmittel einheitliches Volkseigentum und sämtliche Mitglieder der Gesellschaft sozial völlig gleich sein werden, in der mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auf der Grundlage der ständig fortschreitenden Wissenschaft und Technik auch die Produktivkräfte wachsen und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen werden und wo das große Prinzip herrschen wird: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen ..."

„Eine großartige Sache, wirklich fabelhaft! Da verliere ich ja sogar die sprichwörtliche englische Zurückhaltung!" ruft Sir Thomas und klatscht sich begeistert auf die Schenkel. „Da haben Marx und Engels doch recht gehabt, mit einem ‚Utopia' hat das wirklich nichts zu tun. Aber ..." Sir Thomas wird wieder ernst, „was sagen die Kapitalisten im Westen dazu?"

„Sie zittern vor Wut", sage ich, „aber sie wissen auch eines: Weil nun mal ein Volk, wenn es für sich arbeitet und frei

(Fortsetzung auf Seite 668)

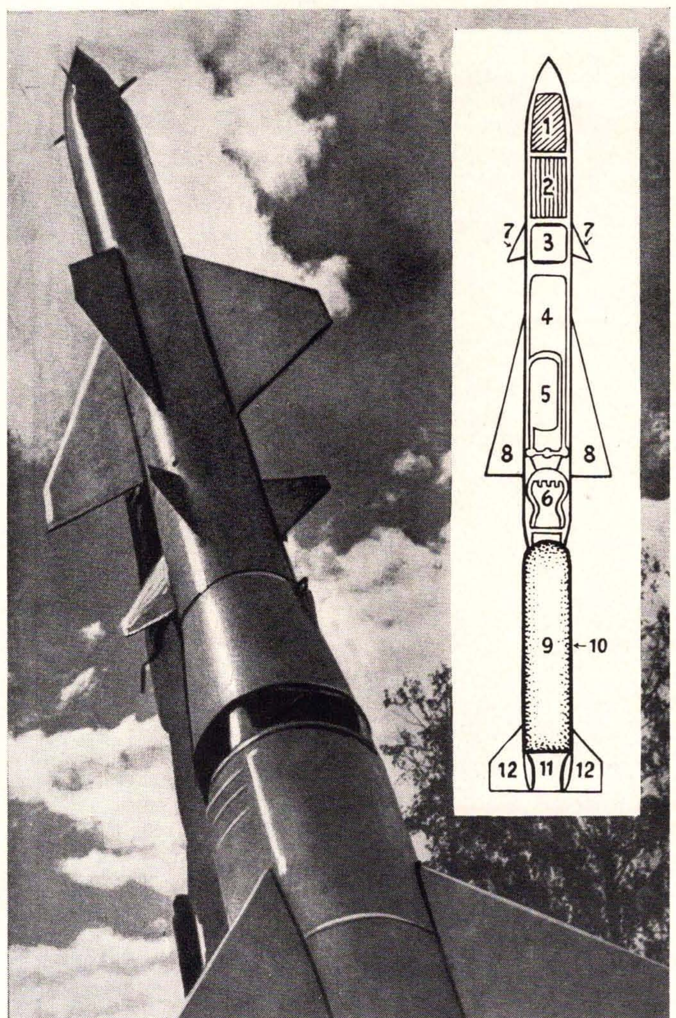


Im September wurde das Stalingrader Wasserkraftwerk „XXII. Parteitag“ eingeweiht. Es ist das größte der Welt — aber nicht für lange Zeit. Noch gewaltiger wird das sibirische Bratsker Wasserkraftwerk (unser Bild). — „Kommunismus = Sowjetmacht + Elektrifizierung“ (Lenin).

Himmels-wächter

FOTOS: ARCHIV · ZEICHNUNGEN: BUSCHE
TEXT: ERHART

Die Schlagkraft der sowjetischen Luftverteidigung — und damit die aller sozialistischen Länder — ist von enormer Stärke. Ihre Luftabwehrraketen holen Ziele auch in Höhen von mehr als 20 000 Metern herunter. Tag und Nacht stehen die Raketenbatterien bereit (Bild oben).



Das Prinzipschema einer Luftabwehrrakete verdeutlicht uns den Aufbau dieser modernen Waffe. 1 = Zündeinrichtung; 2 = Ladung; 3 = Lenkeinrichtung; 4 = Oxydationsmittel; 5 = flüssiger Brennstoff; 6 = Brennkammer; 7/8 = Leitwerk; 9 = Treibladung des Starttriebwerkes der Rakete (Feststoff); 10 = Mantel; 11 = Schubdüse; 12 = Stabilisatoren.

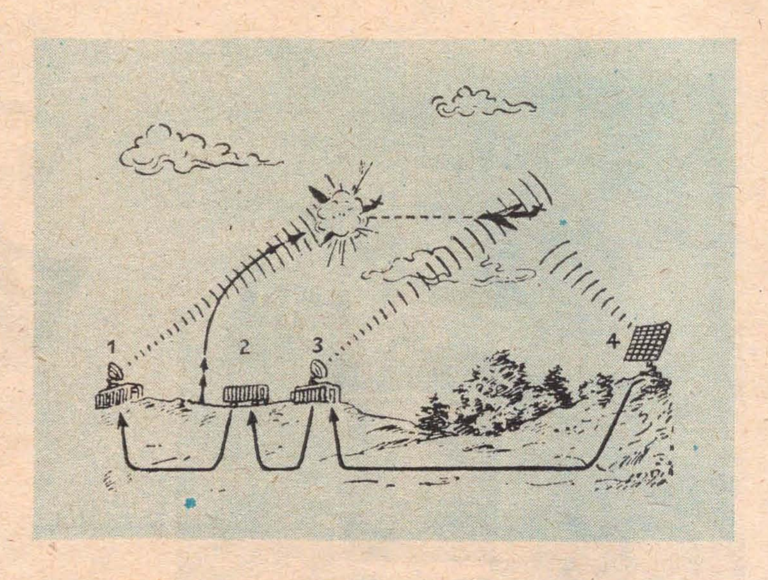
Die Luftwaffenexperten des zweiten Weltkrieges waren der Ansicht, daß es genüge, wenn bei einem Luftangriff jedes siebente bis zehnte Flugzeug des Gegners abgeschossen werde. Diese Auffassung entsprach auch durchaus der Realität der Verhältnisse. In der Tat kamen in den Jahren 1940—1945 auf etwa 10 000 Schuß der Flak nur zwei bis drei Abschüsse. Die Experten folgerten daraus, daß der Gegner — verliert er aus jedem angreifenden Pulk drei Flugzeuge — seinen Flugzeugpark nach sieben bis zehn Angriffen erneuern muß.

Gestatten wir uns einen Blick weiter zurück, in die Jahre des ersten Weltkrieges. Luftwaffe und Luftabwehr waren jung. Es mangelte an Erfahrungen und entsprechenden Geschützen. So sahen die Abschußverhältnisse auch danach aus. 1914/15 — auf 11 585 Schuß ein Abschuß; 1916 — 9889 : 1; 1917 — 7418 : 1 und 1918 — 5040 : 1. Zahlen, die viel aussagen.

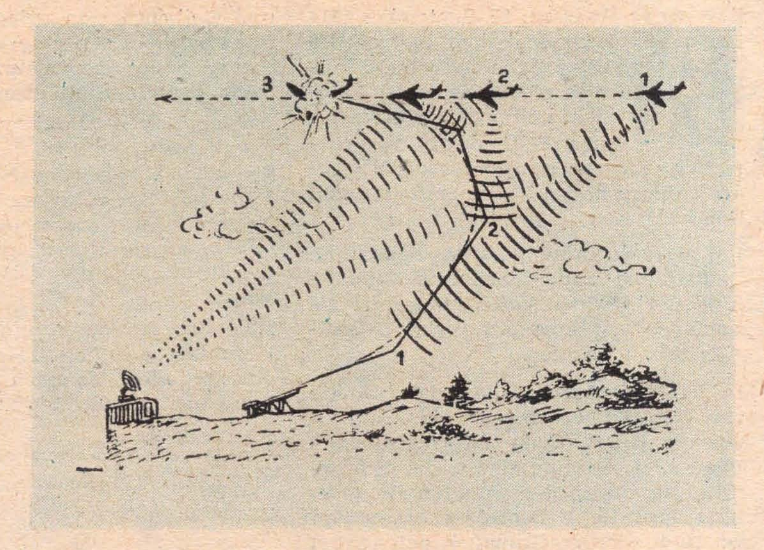
Heute fliegen selbst Bomber von riesigen Ausmaßen mehr als ein und zwei Mach, dazu in Höhen, die von herkömmlichen Geschossen unerreichbar sind. Heute wird auch nicht mehr danach gefragt, wieviel Flugzeuge des Angreifers abgeschossen werden können. Gegenwärtig, da jedes Flugzeug Kernwaffenträger sein kann, heißt es: Jedes Flugzeug, das die Grenzen eines Landes unerlaubt überfliegt bzw. angreift, muß abgeschossen werden! Diese Aufgabe der modernen Luftverteidigung lösen die gelenkten, rückstoßgetriebenen Abwehrmittel, die Luftabwehrraketen.

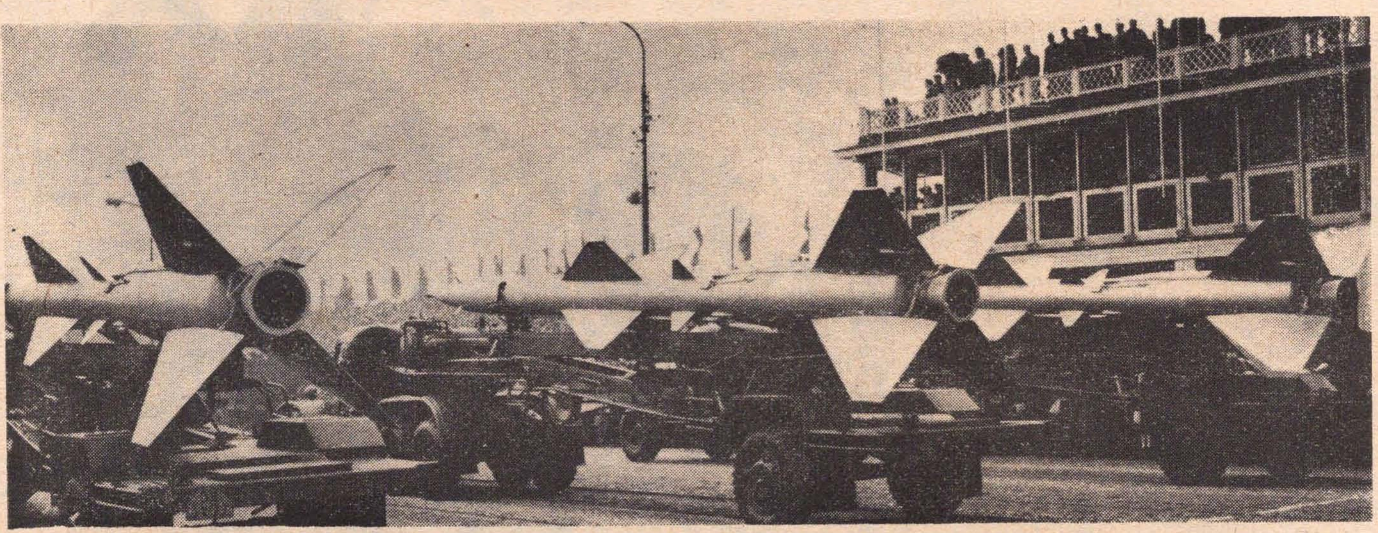
Die derzeit gebräuchlichsten Boden—Luft-Raketen sind in der Regel Zweistufenraketen. Die erste Stufe, der hintere Teil der Rakete, wird Starttriebwerk genannt. Es bringt die zweite Stufe auf die erforderliche Geschwindigkeit. Sein Feststofftriebwerk entwickelt in Sekundenschnelle eine hohe Schubkraft. Ist der Treibstoff verbraucht, löst sich die erste Stufe und fällt zur Erde zurück. Der Marschteil — die zweite Stufe — strebt dem Ziel weiter entgegen. Sein Antrieb erfolgt meist durch ein Feststoff- oder aber auch durch ein Flüssigkeitstriebwerk. Im Marschteil befinden sich weiter der Gefechtskopf mit Ladung und Zünder und die Lenkeinrichtung.

Die Rakete kann über verschiedene Verfahren ins Ziel gelenkt werden. So z. B. durch das Kommando-Lenkverfahren, mit Hilfe eines Leitstrahls, durch aktive, halbaktive oder passive Selbstlenkung. Um dem Gegner die Möglichkeit zu nehmen, den Lenkprozeß zu stören, werden die unterschiedlichsten Verfahren gleichzeitig angewendet. Die Gefechtsköpfe der Luftabwehrraketen können auf Wärmequellen (Infra), Magnetfelder, elektromagnetische Strahlung und andere Erscheinungen, wie z. B. Gammastrahlen, die der Rakete den Kernwaffenträger verraten, ansprechen.

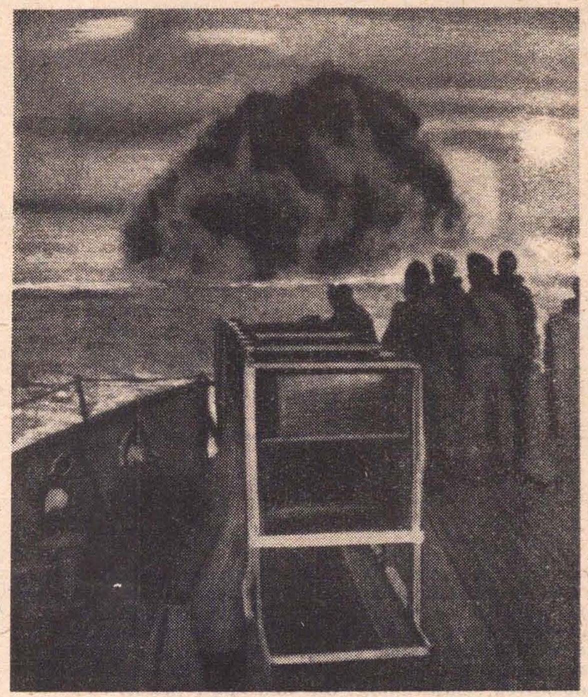


Unsere Prinzipschemata zeigen zwei Verfahren der Raketenlenkung. Oben sehen wir das Leitstrahlverfahren mit zwei Funkmeßstationen. Während eine Station (3) ständig das Ziel begleitet und die Koordinaten dem Rechengerät (2) übermittelt, ist der Leitstrahl der Leitstation (1) auf den errechneten Treffpunkt gerichtet. Die Rakete bewegt sich in diesem Leitstrahl ins Ziel. Station (4) klärt das Ziel auf. — Im unteren Schema sehen wir das Prinzip der halbaktiven Selbstlenkung. Die vom Ziel reflektierten Funkmeßimpulse der Funkmeßstation empfängt der Gefechtskopf der Rakete. Dieser richtet sich jeweils nach den stärksten Reflexionsimpulsen des Zieles und lenkt die Rakete selbständig hin. Diese Möglichkeit der Lenkung wird neben dem passiven und anderen Verfahren mit am meisten genutzt.





Die sowjetische Luftabwehr verfügt über zuverlässige und erstklassige Raketen. Aus diesen Feuerschlünden schießen grelle Blitze, wenn sich das schlanke Projektil in die Luft erhebt, um seinem Ziel entgegenzueilen. Neben der Sowjetarmee verfügen u. a. die CSSR, Polen, Ungarn und Bulgarien über diese Waffe. Unser Bild zeigt Raketeneinheiten der tschechoslowakischen Volksarmee bei der Parade am 9. Mai 1961.



Steuerbordausführung eines Wasserbombenablaufgerüstes. Im Hintergrund eine bereits detonierende Wasserbombe.

Jagd auf U-BOOTE

VON KAPITÄNLEUTNANT SCHUBERT

Als es am 22. September 1914 dem deutschen U-Boot U-9 gelang, die englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ in kürzester Frist durch Torpedotreffer zu versenken, wurde die Schlagkraft dieser neuen Waffe erstmalig voll erkannt.

Führte diese Erkenntnis das kaiserliche Deutschland zur schnelleren Entwicklung der U-Boot-Waffe, so zwang sie England, wirksame Mittel der U-Boot-Abwehr aufzubauen.

In ihrem Anfangsstadium beschränkte sich die U-Boot-Abwehr hauptsächlich auf die Bekämpfung aufgetauchter U-Boote. Sie erfolgte durch die Schiffsartillerie, die in der weiteren Entwicklung spezielle U-Boot-Abwehrgranaten verschoß. Diese Granaten detonierten unter Wasser und erlaubten auch die Bekämpfung getauchter U-Boote in geringeren Tiefen.

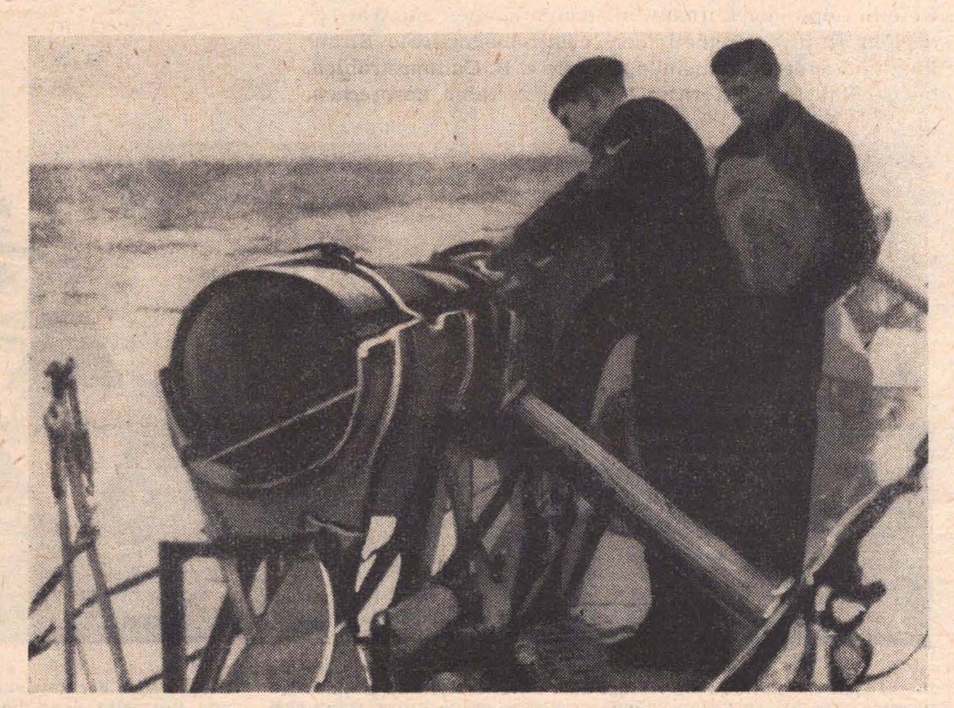
Typisch für diese Zeit waren die sogenannten „U-Boot-Fallen“ — als friedliche Handelsschiffe getarnte bewaffnete Schiffe. Tauchte ein U-Boot auf, um ein Prisenkommando an Bord dieser Schiffe überzusetzen, so eröffneten die „decoy ships“ (Lockschiffe) mit ihrer überlegenen Artillerie das Feuer, was meistens zur Vernichtung der U-Boote führte. Mit dieser Methode wurden jedoch von englischer Seite nur Anfangserfolge erzielt, da nach Bekanntwerden des Tricks auch Handelsschiffe nur noch ohne Warnung torpediert wurden. Man versuchte jedoch auch, die U-Boote unter Wasser, in ihrem eigenen Element anzugreifen. So wurden Netze quer zum Kurs georteter U-Boote geschleppt, um ihre Schrauben zu beschädigen und sie zum Auftauchen zu zwingen.

Zum Schutz von Häfen wurden Netz- und Balkensperren gelegt, in die mitunter auch Minen eingearbeitet waren. Später legte man mehrreihige, in der Tiefe gestaffelte Minensperren.

Andere U-Boot-Abwehrmittel bestanden aus Signalnetzen. Das waren leichte, mit Signalbojen versehene Netze. Drangen U-Boote in diese Netze ein, so rissen sie Netzstücke mit Signalbojen heraus und schleppten sie hinter sich her, wodurch die Vernichtung dieser Boote ermöglicht wurde.

Eine andere Methode der U-Boot-Bekämpfung beruhte auf der Verwendung eines Gerätes, das einen ähnlichen Aufbau besaß wie die mechanischen Minenräumgeräte. Es wurden von Schiffen lange Stahlleinen durch das Wasser geschleppt, an denen Scheerbojen und ein sogenannter Drachen befestigt waren. Dieser „Drachen“ zeigte über eine Signalboje zunächst das Vorhandensein eines U-Bootes an und wurde später so konstruiert, daß er bei Berührung mit dem U-Boot eine eingebaute Sprengladung zur Detonation brachte.

Von allen diesen Mitteln und Methoden in der Anfangsperiode der U-Boot-Abwehr ist nur noch die Minenwaffe bis zur heutigen Zeit als wirksames Mittel verblieben. Es entstanden jedoch dem U-Boot damals auch schon andere starke



Wasserbombenwerfer, wie er im zweiten Weltkrieg von der faschistischen deutschen Kriegsmarine gefahren wurde.
Fotos: Archiv

Feinde, deren Bedeutung sich heute nur noch erhöht hat: das U-Boot selbst, in Form des U-Jagd-U-Bootes, und das Flugzeug. Beide wurden bereits Ende 1917 von englischer Seite mit Erfolg zur U-Boot-Abwehr eingesetzt.

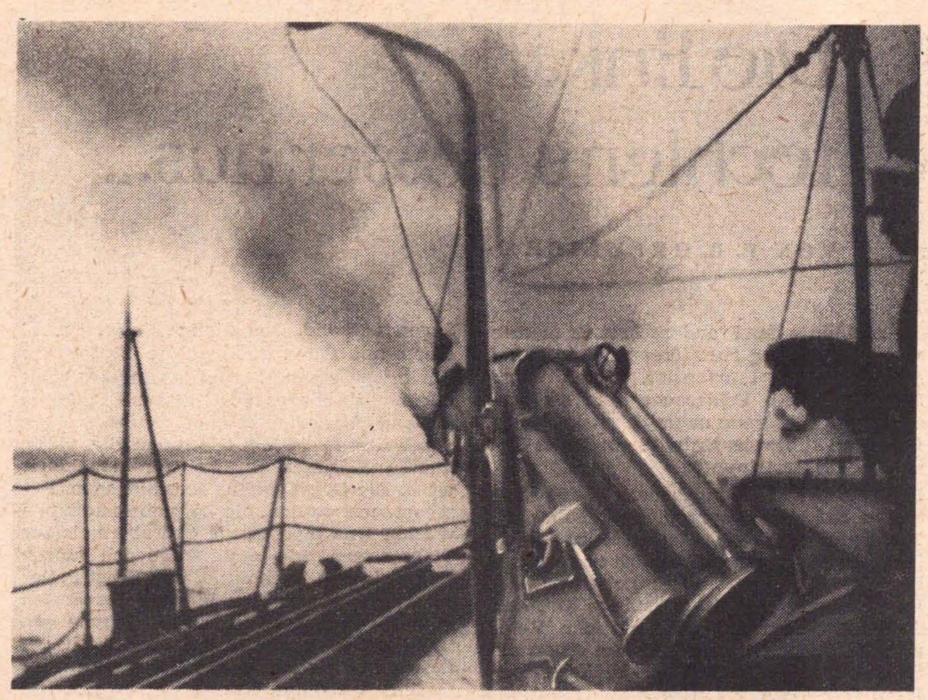
Die typischen Mittel der U-Boot-Abwehr sind allerdings der U-Jäger und die Wasserbombe.

Auch hier handelt es sich vorwiegend um englische Entwicklungen, die in der Zeit von 1915 bis 1917 geschaffen wurden. Als Vorläufer der U-Jäger können die englischen Räumboote der Flower-Klasse angesehen werden, die 1915 zum Einsatz gelangten. Im Juni 1917 standen der englischen Flotte vollwertige U-Jäger, die in den USA gebaut wurden, zur Verfügung.

Mit Sprengstoff gefüllte und mit primitiven Zündungen versehene Fässer waren die Vorläufer der Wasserbombe. Im Dezember 1916 wurden in England nach umfangreichen Versuchen zwei Wasserbombentypen mit einem Sprengstoffgewicht von 54 und 136 kg in die Flotte eingeführt. Die Einleitung der Zündung erfolgte durch den Wasserdruck. Die Detonation der Bombe wurde mittels Uhrwerk oder durch Pulverbrennringe entsprechend der Einstellung verzögert. Bereits während des ersten Weltkrieges erlaubte die Konstruktion dieser Bomben eine U-Boot-Bekämpfung bis zu einer Wassertiefe von etwa 200 m. Ihr Aufbau war denkbar einfach. Zylindrische Stahlbehälter mit einer Wandstärke von 3—4 mm wurden mit Sprengstoff ausgegossen. Die Einfüllöffnung wurde verschraubt. An einer der Stirnseiten befand sich ein Blechfutter, in welches das mit einer Sprengbüchse als Übertragungsladung versehene Zündgerät eingesetzt wurde. Bei einigen Modellen ging man von dem Zylinder zu einer nach den Stirnflächen hin konisch zulaufenden Form über. Dadurch wurde eine größere Sinkgeschwindigkeit der Wasserbomben erreicht. Die Größe der Wasserbomben war unterschiedlich und schwankte zwischen 50 und 200 kg Ladungsgewicht. Als Sprengstoff hat sich nach dem ersten Weltkrieg für diesen Bombentyp das Trinitrotoluol (Trotyl) allgemein durchgesetzt. Die Übertragungsladungen der Sprengbüchsen bestehen meistens aus Tetranitromethylanalin (Tetryl). Die Zündgeräte wurden unter Beibehaltung des Zündprinzips verbessert, so daß sie heute eine Bekämpfung von U-Booten bis zu einer Wassertiefe von etwa 350 m gestatten.

Wurden diese Wasserbomben anfangs nur von Hand über Bord geworfen, so konstruierte man später Vorrichtungen zum Werfen der Bomben.

Die einfachste dieser Konstruktionen ist das Wasserbombeneinzellager. Das sind fest an Deck angebrachte flache Mulden, in denen sich Wasserbomben befinden. Sie sind dicht an den Bordwänden aufgestellt. Die Auslösung der Bomben erfolgt durch Ankippen der Mulden. Die Anzahl der Einzellager ist von der Größe und dem Charakter des Bootes oder Schiffes abhängig. Einzellager findet man auch heute noch auf TS-Booten, deren Größe den Aufbau anderer Vorrichtungen nicht gestattet. Außerdem



Wasserbombenwerfer der Nachkriegszeit mit mörserähnlichem Aufbau. Dieser Werfertyp findet in ähnlicher Ausführung in den Seestreitkräften vieler Länder noch heute seine Verwendung.

sind sie zum Teil auch auf größeren Einheiten als Ergänzung anderer Abwurfvorrichtungen noch vorhanden. Eine andere Form der Abwurfvorrichtungen stellen die Wasserbombenablaufgerüste (Abb. 1) dar. Es handelt sich hier um nach achtern zum Schiffsdeck geneigte Gerüste, die je nach Konstruktion 2—12 Wasserbomben aufnehmen können.

Sie gelangen paarweise an Back- und Steuerbord in Über- oder Unterdecksausführung zur Aufstellung. Die Bomben fallen nach dem Auslösen infolge der schiefen Ebene über Bord. Ein Kipphebel garantiert, daß jeweils nur eine Bombe aus einem Gerüst fällt. Die Auslösung erfolgt mechanisch an den Gerüsten oder elektromagnetisch von der Brücke aus.

Die Ablaufgerüste finden heute noch Verwendung. Allerdings bedingen die beschriebenen Vorrichtungen, daß das zur Bekämpfung von U-Booten eingesetzte Boot oder Schiff das U-Boot überläuft. Es wurden jedoch Mittel und Wege gefunden, die es gestatten, U-Boote bereits auf eine bestimmte Distanz mit Wasserbomben zu bekämpfen. Das gelang erstmalig durch die Konstruktion des in der Abb. 2 dargestellten Werfers. Er fand im zweiten Weltkrieg seine Anwendung. Verschossen wurden aus diesem Werfer die bereits beschriebenen zylindrischen Wasserbomben. Der Aufbau des Werfers ähnelt dem eines Granatwerfers. Er wird mit einer konstanten Rohrerhöhung von 45° starr an Deck befestigt und ist von zwei Nachlademulden flankiert. In das Rohr des Werfers wird ein mit einer Schale versehener kompakter Stahlstempel eingesetzt. Die Wasserbombe wird an der Schale befestigt. In das Bodenstück des Werfers können Kartuschladungen mit unterschiedlichen Pulvergewichten eingesetzt werden. Das Abfeuern erfolgt mit Hilfe eines Schlagbolzensystems. Der Wurf wird von Hand über eine Abzugsleine oder auf elektromagnetischem Wege ausgelöst. Dabei schleudert die Kartuschladung Wasserbombe samt Stempel und Schale aus dem Werfer. Je nach Wahl der Kartusche lassen sich auf diese Weise Wurfentfernungen zwischen 40 und 150 m erreichen.

Abb. 3 zeigt einen Wasserbombenwerfer mit mörserähnlichem Aufbau. Aus diesem Werfer wird ebenfalls der bereits beschriebene Wasserbombentyp verschossen. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Werfersystemen besteht lediglich darin, daß bei letzterem die Bombe direkt in das Rohr geladen wird.

Um die Wasserbombe nicht unmittelbar dem Druck und den Temperaturen der Pulvergase auszusetzen, ist an den Boden der Bombe ein Stahldeckel (Abschußdeckel) angesetzt. Die mit diesem Werfer erreichbaren Wurfweiten gleichen dem vorgenannten Werfertyp. Die Pulverladung der Kartusche entspricht der maximalen Wurfweite des Werfers. Will man geringere Wurfweiten erreichen, so wird durch Umlegen eines Hebels eine kleinere Düse vor die Austrittsöffnung für die Pulvergase gelegt und ein Teil der Gase ohne Arbeitsverrichtung abgeleitet. Die horizontale und vertikale Schwenkfähigkeit des Werfers dient lediglich zur Erleichterung des Nachladens, das mittels Nachladevorrichtungen erfolgt. Auch dieser Werfer gehört noch jetzt zur U-Jagd-Ausrüstung verschiedener Schiffstypen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Umfangreiches Bild- und Textmaterial zum Thema U-Boot-Abwehr finden Sie in der Broschüre „Von der U-Boot-Falle zum Jagdhubschrauber", erschienen im Deutschen Militärverlag.

Die Enkel fechten's besser aus...

VON E. R. GREULICH

Ernst hörte den Freudenschrei. Er machte einen Sprung zum Treppenpodest und starrte durchs Flurfenster. Unten stand Mutter und ein Feldgrauer hielt sie umarmt. Der Feldgraue nahm behutsam ihren Kopf und küßte sie. Er hatte ein fahles Gesicht voller Bartstoppeln.

Der Vater war heimgekehrt! Immer drei Stufen auf einmal sprang Ernst Poller die Treppen hinab. Unten stockte er im schnellen Lauf. Die Eltern hielten sich noch immer bei den Händen. Linkisch hob Ernst die Bürste neben der Teppichstange auf, von der Mutter hingeworfen, als der Vater plötzlich vor ihr gestanden hatte. „Hier, die Bürste, Mutter", sagte der Elfjährige verlegen.

Der Vater packte den Jungen bei den Schultern, sah ihm forschend ins Gesicht, zauste sein Haar. Ernst preßte den Kopf gegen die Brust des Mannes, der nach Schweiß, Leder und Tabak roch. Es würgte dem Jungen im Halse und er ärgerte sich über die Freudentränen.

Ein Ruf riß ihn aus der Gefühlsaufwallung. „He, Robert, endlich zurück von Preußens?" Albert Rasmuth, der Spartakist, begrüßte den Vater. Es war Ende November achtzehn. Rasmuth war bereits im Winter siebzehn aus dem kaiserlichen Heer desertiert und in seiner Frage schwang gutmütiger Spott. Rasmuths schnelle Augen schienen etwas zu suchen. „Und die Knarre, Robert, wo hast du deine Knarre?"

Des Vaters Mund wurde zu einem Strich der Bitterkeit. „Ich will kein Gewehr mehr sehen, Albert."

„Menschenskind, Robert, jetzt brauchen wir es doch, endlich für uns, und . . ."

Der Vater winkte müde ab. „Es ist genug gemordet worden. Schluß damit. Ein für allemal."

Rasmuth beherrschte sich mühsam. „Robert, begreif doch . . . den Kaiser und sein Gesindel sind wir los . . . wenn wir jetzt nicht reinen Tisch . . ."

„Gewalt zeugt Gewalt." Ärgerlich wandte sich der Vater ab, nahm die Mutter am Arm.

Rasmuths Augen funkelten in dem vor Erregung weißen Gesicht. „Wer seine Knarre hinschmeißt, schmeißt sein Klassenbewußtsein hin."

Der Vater wandte sich noch einmal um. „Wo war denn deine Klasse in den vier Jahren?"

Rasmuth spuckte aus. „Arbeiterverräter!"

Ernst Poller spürte, wie er zitterte. Es begann in den Knien, lief den Rücken hoch und packte den ganzen Körper. Es war weniger Angst, als Wut. Vielleicht auch der Hunger. Aber die Wut war stärker. Ernst ging in Hockstellung, um gegen den nächtlichen Horizont besser sehen zu können. Das Klumpige, Gezackte, waren die Reste der Barrikade am Eingang der Kösliner Straße. Bei ihrem Überfall mit Taxen hatten Schupos in Zivil die Verhafteten gezwungen, eine Bresche in die Barrikade zu legen. Um ein Haar hätten sie auch Ernst gefaßt und zu dem Schanddienst gepreßt. Wie Fritze, den einstigen Lehrkollegen und Kumpel aus dem Kommunistischen Jugendverband. Den stießen sie jetzt wohl schon mit Gewehrkolben die Stufen zur Revierwache hoch. Und er hockte hier allein. Aber er war nicht einsam. Er glaubte tausend Menschen atmen zu hören, die gleich ihm lauschten. Die totenstille, völlig dunkle Kösliner Straße war ungeheuer wach. Die Geprügelten, Zerschlagenen, Beschossenen wußten, wie die Zörgiebels kommen wieder. Und man würde sich abermals zur Wehr setzen, wie heute schon den ganzen Tag. Seit dem Nachmittag war Ernst Poller bei ihnen. Am frühen Morgen des Ersten Mai war er mit seiner KJVD-Gruppe von ihrem Außenbezirk in die Innenstadt gefahren und sie hatten die Genossen in der Gegend des Bülow-Platzes unterstützt. Die erste fliegende Versammlung gelang, doch die anschließende Demonstration war so zusammengeknüppelt worden, daß Ernst befürchtete, keiner würde es mehr wagen. Sie wagten es noch oft und wurden rasch klüger dabei. Sturmfahne heraus, Viererreihen, Singen. Wenn die Polizeiflitzer auftauchten, verschwanden sie, um am andern Ende des Viertels weiterzumachen. So hielten sie die Blauen in Atem und beherrschten den Stadtteil. Dann waren die ersten Kuriernachrichten eingetroffen: Zörgiebel läßt schießen! Am Wedding gibt's schon Tote! Da war Ernst Poller zu Fritze in die Pankstraße gefahren. Natürlich war der nicht zu Hause. Im Parteilokal „Rote Nachtigall", in der Kösliner, traf ihn Ernst. Fritze machte die Genossen mit Ernst bekannt, dann zeigte er ihm Hinterhöfe mit nützlichen Durchlässen und geheimen Winkeln. Ernst, als zuverlässig ausgewiesen, doch für die Bullen und Revierschupos ein unbekanntes Gesicht, wurde als Kurier eingesetzt. Später hatten sie beide am Barrikadenbau mitgeschafft und dann war Fritze hochgegangen. Wieder befiel Ernst das Zittern der Wut. Die Bereitschaftspolizei hatte gewütet wie Soldateska in Feindesland. Mit Karabinern und Maschinengewehren gegen blanke Fäuste. Schon nachmittags sahen einige Fassaden der Kösliner von den Einschüssen aus wie blatternzerfressene Gesichter. Partei und RFB hatten strenge Anweisungen gegeben, unbewaffnet zu demonstrieren. Bis sich die Zahl der Zerschlagenen, Verwundeten und Toten so mehrte, daß die Volksempörung nicht mehr zu bändigen war. Das Eisenwarengeschäft an der Ecke wurde einer Revision unterzogen. Sie entdeckten Teschings, Schlagringe und Munition. Ernst fand ein Terzerol. Es war läppisch, aber er fühlte sich nicht mehr wehrlos. Nach einigen Probeschüssen war das Ding zersprungen. Enttäuscht hatte er eine der letzten intakten Gaslaternen damit zerschmissen. Nun hockte er hier im Dunkeln, die Tasche voller unnützer Terzerol-Zündhütchen und wartete. Sie würden wiederkommen. Wozu sonst die Bresche? Und was dann? — Plötzlich stand die Szene der Heimkehr des Vaters aus dem Weltkrieg vor ihm. Wie recht hatte Albert Rasmuth gehabt, der „wilde Spartakist", der sein Klassenbewußtsein bei den Abwehrkämpfen neunzehn mit dem Tode besiegelte; wie unrecht der Vater, der in Verbitterung und Enttäuschung dahingesiecht und gestorben war an dem Tage, da Ernst seine Lehrstelle antrat. Ernst Poller war überzeugt, Vater, der rechtschaffene Mann, aber verknöcherte Reformist, wäre von seinem pazifistischen Wahn geheilt worden, hätte er dies heute miterlebt. An diesem Blutmai, in diesem Berlin und besonders in dieser Straße, waren nicht wenig Mitgliedsbücher von ergrauten SPD-Genossen zerrissen worden.

Jetzt kamen sie. Ernst Poller unterschied das Brummen mehrerer Motorfahrzeuge. In der Nähe der Barrikade erstarb das Geräusch. Scheinwerfer flammten auf, warfen die lauernde Straße in kaltes, grelles Licht. In mehreren Sturmtrupps rückten sie vor und fingen an, wie blödsinnig zu schießen. Trotz der Bresche drangen sie nicht in die Straße ein. Am andern Straßenende das gleiche Manöver. Sie beschossen sich gegenseitig. Endlich bemerkten sie ihren Irrsinn, begannen mit planmäßigerem Zielfeuer. Ein Trupp besetzte die Ränder der Bresche. Jetzt ein Maschinengewehr haben, hämmerte es hinter den Schläfen Ernst Pollers, ein Maschinengewehr mit tausend Gurten! Er entsann sich der Zündhütchen, legte eins auf einen Pflasterstein und schlug mit einem kleineren darauf. Feige zogen sie sich von der Bresche zurück und nahmen Ernsts Tornische unter Feuer. Unbeirrt knallte er weiter. Die pfeifenden Geschosse und sirrenden Querschläger steigerten seine Verbissenheit. Er hockte tief, der Scheinwerferkegel konnte ihn nicht fassen. Zündhütchen auf Zündhütchen zerknallte unter seinen Schlägen und die Helden wagten sich nicht durch die Bresche. Dann erkannten einige den Bluff, robbten durch das Loch. Lautlos verschwand Ernst hinter der dunklen Haustür, überquerte in raschem Lauf den Hof. Hinauf auf den Müllkasten, hinüber über die Mauer und in den Keller. In jenem toten Winkel baute er umsichtig das alte Gerümpel vor sein Versteck. Mit stoßendem Atem saß er und hörte ihre Nagelstiefel über die Höfe trapsen, die Treppen hinaufpoltern, hörte, wie sie mit den Kolben gegen Wohnungstüren schlugen. Die Hunde, dachte er und preßte die Kiefer aufeinander, die Hunde.

Fast vier Jahre später, Ende Januar dreiunddreißig. Am Morgen hatte Ernst mit den andern arbeitslosen Genossen Flugblätter vorm Bahnhof verteilt. Aufruf zum Generalstreik. Nicht wenige hatten es zustimmend gelesen, die meisten SPD-Arbeiter unsicher; der Reichsbannerleiter des Ortes hatte es verächtlich zerknüllt. „Ihr müßt immer mit dem Feuer spielen. Abwirtschaften lassen, das kostet keinen Tropfen Blut."

Ernst, der Pol.-Leiter, hatte dann mit dem Org.-Leiter und dem Agitpropmann eine illegale Zeitung der Straßenzelle abgezogen, und war darauf zur Unterbezirksleitung gefahren, neue Anweisungen zu holen. Von dort war er in die Innenstadt geschickt worden, Kontakt wegen einer Umgruppierung aufzunehmen. Es galt, sich auf die völlige Illegalität umzustellen.

Es war spät geworden, Stadtmitte wollte er in die U-Bahn steigen. Irgend etwas trieb ihn, seine Schritte in Richtung Wilhelmstraße zu lenken. Die kalte Winterluft schien unsichtbar zu brennen. Menschen, Menschen und Menschen auf den Straßen. Vor dem Hotel Kaiserhof war kaum noch durchzukommen. Ernst strebte die Wilhelmstraße hinunter zum Brandenburger Tor. Dort kamen sie. Die tanzenden Lichter des Fackelzugs erzeugten gespenstische Schatten auf den Säulen des Wahrzeichens von Berlin. Über den Pariser Platz zogen sie, schwenkten in die Wilhelmstraße ein. SA, BDM, faschistische Studenten, fanatisierte Kleinbürger, wohlwollende Bürgersöhnchen. Sie schrien, jubelten und hatten



Otto Nagel · Lithografie zu dem Gedicht von Johannes R. Becher: „Vermächtnis“

Augen wie Berauschte. Ein ungeheures Strohfeuer, ein gefährliches Feuer. Angeekelt beobachtete Ernst. Einige bewaffnete proletarische Hundertschaften, dachte er, und der Spuk würde zerstieben.

Sieben Jahre später. Mehrmals war Ernst den Hetzhunden entwischt. Sechsmal umgezogen, lebte er in einem Bezirk am andern Stadtrand und war den Nazigrößen ein unbeschriebenes Blatt. Doch die Gestapo schlief nicht. Bei jenem Treff dann wurde er verhaftet. In der angestrahlten Zelle, bei strenger Einzelhaft, hatte Ernst Poller Zeit zu denken, viel Zeit. Der Warnruf der KPD war Wirklichkeit geworden: Hitler heißt Krieg! Ich habe nicht geschlafen, hatte der Größenwahnsinnige drohend verkündet, hatte geprahlt, wieviel Milliarden er bisher in der Rüstung verpulverte, wie modern und schlagkräftig sie sei. Mit diesen modernen Waffen hatte er halb Europa überrannt. Hitler heißt Sieg, jubelten die Braunen und waren wie Trunkene in ihrem Machtrausch. Wehe, wer ihnen als Gegner in die Hände fiel, waffenlos. Sie ließen ihn seine Wehrlosigkeit spüren. Grimmig betrachtete Ernst die alten Narben und neuen Wunden von den Vernehmungen, kühlte die brennende Beule an der Stirn.

Der Zellenschlüssel klirrte. Ernst erhob sich mühsam. Kommissar Hübscher stand breitbeinig in der Türöffnung. Sein maßgeschneiderter Zivilanzug zeigte kein Stäubchen, der blonde Scheitel glänzte. „Na, Poller, heute werden Sie endlich vernünftig sein.“ Der Zyniker machte auf jovial.

Ernst starrte durch ihn hindurch und bemühte sich um straffe Haltung. Er kämpfte gegen den rasenden Gedanken, in die lächelnde Visage zu spucken.

„Nu sagense schon was, Poller“, tat Hübscher milde wie eine Betschwester.

Als Ernst weiter schweigend durch ihn hindurchstarrte, wurde Hübschers Stimme schneidend. „Unser letztes Wort. Sie haben drei Stunden Zeit zu überlegen. Bocken Sie dann weiter, gehen Sie alle.“

In Ernst Poller zerbrach die ungeheure Spannung. „Wenn es ums Kaputtmachen geht — das habt ihr doch schon geschafft“, schrie er in ohnmächtiger Wut.

Hübscher grinste. „Das war das Vorspiel, Poller. Nachher fangen wir erst richtig an. Langsam, ganz langsam, zerquetschen wir eure dreckigen Kadaver.“

Ernst Poller wußte nicht, ob seine Verachtung über so viel Unmenschlichkeit größer war, oder der Zorn gegen die Gemeinheit. Wie ein Schmerz wühlte der Gedanke in ihm, jetzt einen Revolver haben. Hübscher gefiel diese Aufsässigkeit im Gesicht des Gegners nicht. Er schlug zu. Es war ein wohlgezielter, oft geübter Kinnhaken. Ernst Poller sank zusammen und wußte nichts mehr. Er lag drei Tage bewußtlos im Gefängnislazarett. Dadurch kam manches anders und wahrscheinlich entging er so dem prophezeiten Foltertod.

21 Jahre später, 13. August 1961. Ernst Poller hat viele Furchen im Gesicht, graues Haar und er ist Major der Volksarmee. Die Bereitstellung, der motorisierte Anmarsch in die Hauptstadt, die Zusammenarbeit mit Volkspolizei und Betriebskampfgruppen, alles ist minutiös abgelaufen. Eben steigt Major Poller in den schnellen kleinen Wagen seiner Kampfeinheit und freut sich über das exakte, militärische Grüßen des Fahrers, des Genossen Binder. Der Gefreite ist weder disziplinmäßig noch ideologisch einer der Stärksten. Sie fahren durch den kühlen Morgen zur vordersten Linie. Poller hat mit dem zuständigen Kampfgruppenkommandeur einige Dinge zu koordinieren. Das Brandenburger Tor hebt sich aus dem Frühdunst, die defakte Linie des Stacheldrahts wird sichtbar, die über Nacht gewachsene sichtbare Abdämmung eines stinkenden Sumpfes. Binder bremst, der Major steigt aus und geht hinüber zum Kampfstab. Das Auftauchen des Wagens hat drüben eine Gruppe Westburschen aufmerksam werden lassen. Sie beraten sich und kommen dann auf den Stacheldraht zu.

Major Poller will eben eine kameradschaftlich gebotene Tasse Kaffee an den Mund setzen, als ein Kampfgruppenmann aufgeregt winkt. Der Major stellt die Tasse hin und tritt ans Scherenfernrohr. Die Burschen stehen jetzt am Stacheldraht und machen Gesten, die Gut Freund bedeuten sollen. Gefreiter Binder schaut aufmerksam hinüber. Dem Major am Fernrohr wird heiß. Der Kaffee ist vergessen und die Morgenkühle. Wie wird Binder reagieren? Einer der Burschen legt die Hände um den Mund und ruft. Gefreiter Binder steht bewegungslos. Wenn man jetzt sein Gesicht sehen könnte. Ein anderer Bursche wirft mit geschicktem Schwung ein Päckchen. Es fällt Binder vor die Füße. Der schaut danach und — hebt es auf. Westzigaretten, teure, duftende Westzigaretten. Langsam schüttelt Gefreiter Binder den Kopf — dann nimmt er das Päckchen unter den Absatz seines Marschstiefels und tritt es sorgfältig breit. Dabei ruft er etwas. Ein einziger Wutschrei antwortet. Urplötzlich verändern sich die lammfrommen Gesichter der Burschen, werden zu bösartigen Visagen. Drohend schütteln sie die Fäuste, Steine kommen geflogen.

Als der Major wieder in den Wagen steigt, fragt er: „Was haben Sie denen zugerufen, Genosse Gefreiter?“

Binder lächelt etwas verlegen. Jetzt, nach der Erregung, scheint es ihm selbst etwas pathetisch. „Ich habe gerufen, ein Soldat der Volksarmee ist nicht zu kaufen, Genosse Major.“

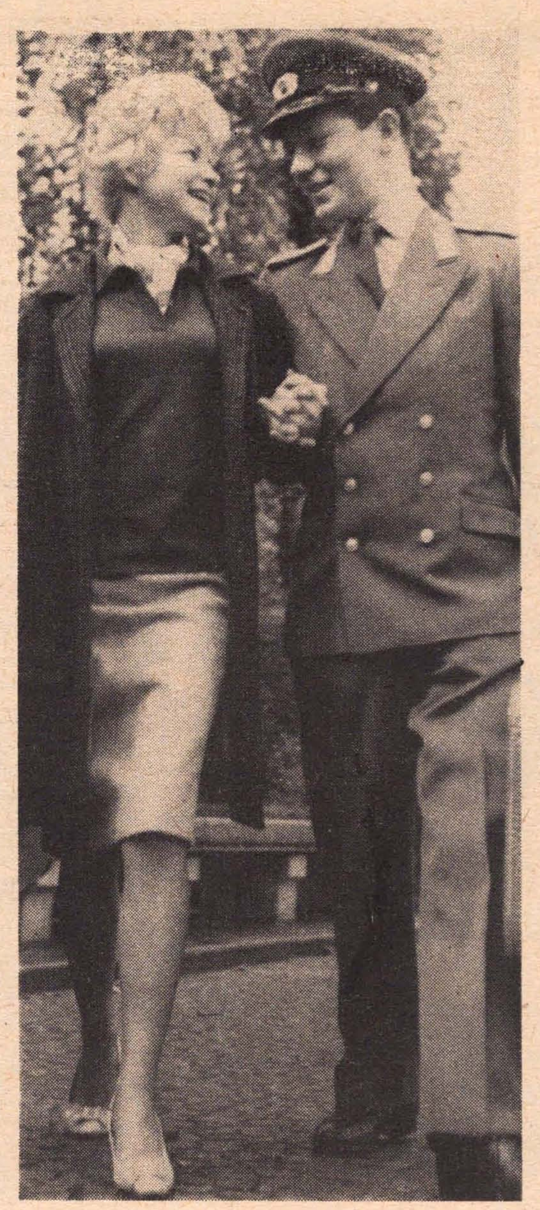
„Bravo“, kommt es beinah unsoldatisch aus dem Mund des Majors. Binder ist es fast peinlich und schnell sagt er: „Ich hätte einen Vorschlag, Genosse Major. Kann unsre Einheit nicht einen Brief an diesen — an den Brandt schreiben?“

„Na großartig, Genosse Gefreiter. Gehen Sie anschließend zum Polit-Offizier. Wer wachfrei hat, soll am Entwurf mitarbeiten. Ich komme mir ihn nachher ansehen.“

Noch vor dem Mittag desselben Tages findet Major Poller, daß an jenem offenen Brief kaum etwas zu verbessern ist. Die Jungen freuen sich über sein Urteil um so mehr, als sie einiges aus seinem illegalen Leben wissen. Bereitwillig erzählt er kurze Episoden. Wie ein roter Faden zieht sich durch seinen Bericht das Herzbeklemmende, Kämpfer ohne Waffen zu sein. Daß sie heute am Brandenburger Tor das verhinderten, was vor fast dreißig Jahren der Anfang der Katastrophe war, verdankten sie der Waffe der Republik, der Volksarmee. Deshalb sei dies einer der schönsten Augenblicke seines Lebens gewesen, der seine Krönung fand durch das Verhalten des Gefreiten Binder.

Major Poller sieht die aufgeschlossenen Gesichter und jungen Augen auf sich gerichtet und weiß, das war ein guter Polit-Unterricht. Sonst meidet er möglichst gewichtige Worte, heute klingen sie ihm natürlich und aus der Situation gewachsen, als er schließt: „Bewährt euch weiter, so wie heute Binder und viele andere Genossen. Entschlossen sein, zielbewußt sein, handeln. Die Aufgabe der Partei, ständig die Kampfkraft der Volksarmee zu erhöhen, ist die persönliche Aufgabe jedes einzelnen. Dies ist das beste Unterpfand für einen baldigen Friedensvertrag. Jetzt h a b e n wir die Waffen — und darum wird Friede sein.“

SORGEN MIT DER FREUNDIN?



Berlin-Grünau, am 3. 9. 1961

Sehr geehrter Genosse Freitag!

Da ich seit längerem die „Armee-Rundschau" lese und auch die aktuelle Monatsumfrage interessiert verfolge, möchte ich Ihnen heute von einer Sache erzählen, die mich bedrückt.
Am 18. August verpflichtete ich mich, als Soldat in die Nationale Volksarmee einzutreten und damit dem Kampfaufgebot der FDJ zu folgen. Als aktivem Mitglied der FDJ war dieser Entschluß für mich eine Ehrenpflicht. Bei mir war also alles klar. Nicht aber bei meiner Freundin. Als sie hörte, was ich vorhabe, fing sie bitterlich zu weinen an und warf mir vor, ich würde nur eine Gelegenheit suchen, um von ihr wegzukommen. Sie verstand mich einfach nicht. Und der Abschied sah dann so aus, daß Uschi mich vor die Frage stellte: „Entweder die Armee oder mich!"
Für mich steht fest, daß ich meine Meldung nicht zurückziehe. Daran gibt es nichts mehr zu rütteln. Bloß, Sie können sich bestimmt vorstellen, daß mich diese Sache sehr bedrückt. Ich habe meine Freundin sehr gern, und sie ist sonst eigentlich immer ein patentes Mädel gewesen. Wir gehen schon ein Jahr zusammen und nie hat es ernsthafte Differenzen zwischen uns gegeben. Jetzt aber, wo wir eine Zeitlang getrennt sein werden, ist sie mit einem Mal wie verwandelt. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Vielleicht können Sie mir raten oder einmal andere Menschen fragen, wie es bei ihnen ist. Gibt es noch mehr Jugendfreunde, die in solch eine Situation geraten sind, oder geht es nur mir so?
Ich wäre Ihnen sehr, sehr dankbar, wenn Sie mir helfen könnten, denn ich möchte meine Freundin nicht gern verlieren.

Freundliche Grüße!

Karl Orland

(Karl Orland)

FRANK MARTIN (18), Soldat: „Wenn ich ein Mädchen hätte, so würde ich mich von ihm nicht davon abhalten lassen, einen wohlüberlegten und richtigen Schritt wie den Eintritt in die Volksarmee zu tun."

YVONNE STEINERT (17), Friseuse: „Ich kann Uschis Haltung verstehen, denn aus ihr spricht die tiefe Liebe zu ihrem Karl. Da mein Freund nicht bei der Armee ist, kann ich natürlich schwer urteilen. Aber ich glaube, ich würde nicht viel anders handeln als Uschi, wenn ich in diese Lage käme."

HELMUT HÖRIG (18), Soldat: „Uschi ist wie der überwiegende Teil der heutigen Mädchen: Sie sehen oft nur die materiellen Dinge. Vielleicht hatte Karl ein Motorrad, auf dessen Sozius sie nun verzichten muß."

REGINE KLAUS (20), Chemiefacharbeiterin: „Uschi liebt ihren Freund nicht, sonst hätte sie ihm nicht solch eine Szene gemacht. Er geht doch nicht weg, um sie loszuwerden, sondern um unsere Republik zu schützen."

CHRISTIAN SKEIDE (18), Soldat: „Pflicht eines jeden Bürgers der DDR ist es, seine Heimat zu schützen und zu verteidigen. Karl muß das doch seinem Mädchen klarmachen können, schließlich war er doch ein Jahr mit ihr zusammen."

MADELEINE KOCH (17), Oberschülerin: „Mein Freund ist Abiturient. Auch er meldete sich im Kampfaufgebot der FDJ zur Volksarmee. Natürlich war mir sein Entschluß durchaus nicht gleichgültig. Als er anfangs noch schwankte, ob praktisches Jahr oder Armee, riet ich ihm, zur Armee zu gehen."

KLAUS THIEL (18), Soldat: „Auch ich habe mich mit meiner Freundin beraten, und sie hat mir gesagt, daß sie es als richtig empfindet, was ich tue. Desgleichen war sie vollkommen einverstanden, daß ich die Offiziersschule besuche. So verstehen wir beide uns glänzend, unterhalten uns über alles und kommen stets auf einen gemeinsamen Nenner."

CHRISTINE LASZAR, Filmschauspielerin: „Es freut mich, daß Karl Orland bei seiner Verpflichtung geblieben ist, und ich weiß ganz sicher, daß er richtig gehandelt hat. Nun wird mir seine Freundin vielleicht vorwerfen: ‚Die hat gut reden! Sie hat wahrscheinlich keinen Freund oder Mann, der auf so lange Zeit von ihr weggeht.' Aber ich glaube, ein Blick in unsere Zeit, speziell auf die deutschen Verhältnisse, muß einem, ob man will oder nicht, die Tür der eigenen vier Wände öffnen lassen. Die vier Wände helfen Dir und Deinem Karl auch nicht mehr, wenn er daheim geblieben und seiner Arbeit nachgegangen wäre, und auf diese vier Wände dann eines Tages eine Bombe fiele. Weil Karl Orland das erkannt hat, nimmt er heute ein gewisses Opfer auf sich, um dann in späterer Zeit ruhig und in Frieden in diesen vier Wänden leben zu können. Ich würde Dir, liebe Uschi, vorschlagen, einmal nachzulesen, welche Opfer in der

Zeit des Faschismus von Hunderttausenden gebracht wurden, die in einem fast aussichtslos erscheinenden Ringen in die Konzentrationslager geschleppt wurden. Ich würde Dir weiter vorschlagen, einmal gemeinsam mit Deinem Karl das Buch ‚Nackt unter Wölfen' zu lesen und nicht zu sagen, das ist Vergangenheit. Wenn wir alle so wie Uschi denken würden, wäre die Vergangenheit bald wieder die Zukunft, denn die Wölfe leben noch in Rudeln und vermehren sich schnell, wenn man nicht achtgibt. Und achtgeben, das tun wir jetzt, und das tut auch Dein Freund."

GÜNTER BAUMANN (21), Stabsgefreiter: „Uschi ist doch sicherlich auch in der FDJ. Und deshalb sollte sie eigentlich stolz sein auf ihren Freund. Statt seinen Entschluß zu billigen und ihm dazu zu gratulieren, macht sie ihm nur unnötig das Leben schwer."

GERDA STRUPP (19), Angestellte: „Karl ist rücksichtslos wenn er seine Freundin so Knall und Fall mit einer derartigen Hiobsbotschaft überfällt."

KLAUS LANGHANS (20), Unteroffizier: „Da verwechselt anscheinend jemand die Begriffe. Jede neue Freiwilligenmeldung zu unseren bewaffneten Organen ist allein für die Bonner Ultras eine Hiobsbotschaft, für uns dagegen eine Freudennachricht!"

MARION KIRCHHOF (17), Sachbearbeiterin: „Es ist zwar nicht leicht, wenn man einen Freund hat, mit dem man immer zusammen war, sich plötzlich für längere Zeit zu trennen. Das ist doch aber nicht für immer. Ich meine, daß gerade durch diese zeitweilige Trennung beider Liebe zueinander auf eine Probe gestellt wird."

MANFRED SCHULZ (25), Leutnant: „Wenn sich beide von Herzen gern haben, wird ihre Liebe während Karls Armeezeit nie und nimmer kaputtgehen."

BARBARA SCHNEIDER (17), Lehrling: „Karl sollte seiner Freundin regelmäßig schreiben und sie, soweit es sein Dienst zuläßt, besuchen. Er muß ihr zeigen und beweisen, daß es für ihn nur sie gibt. Kleine Aufmerksamkeiten, ein paar Blumen werden ihr bestimmt Freude bereiten und sie umstimmen."

ERHART WOLLMER (19), Gefreiter: „Meine Kleine dachte auch mal so. Ich habe die schweren Stunden damit überbrückt, indem ich immer lieb und nett zu ihr war. Sie hat gespürt, daß ich meine Armeezeit nicht zu Ausschweifungen und tollen ‚Erlebnissen' benutzt habe, sondern ihr treu geblieben bin. Jetzt sind wir schon ein halbes Jahr verlobt."

ERIKA LENZ (22), Angehörige der Deutschen Volkspolizei: „Mit 18 Jahren lernte ich meinen Mann kennen. Er war Soldat der Volksarmee. Nach einem Jahr heirateten wir. Einige Monate später hatte mein Mann seine Dienstzeit beendet, und heute sind wir nun wieder zusammen und sind glücklich mit unserem Sohn."

NATIONALPREISTRÄGER WILLI BREDEL, Schriftsteller: „Ich beglückwünsche Karl Orland zu seiner Haltung und bedaure, daß ihn seine Freundin nicht versteht. Daß dies in ihm einen großen Konflikt hervorgerufen hat, verstehe ich recht gut, ist mir doch in meinem Leben einmal etwas ähnliches widerfahren: Nach meiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Hamburg-Fuhlsbüttel 1934 beschwor mich meine damalige Freundin, mich künftig von jeder politischen Arbeit fernzuhalten. Ihre Vernehmung durch die Gestapo, das, was sie von Genossen über die Mißhandlungen in den Konzentrationslagern gehört hatte, die Terrormethoden der Nazis, denen schon einige unserer gemeinsamen Freunde zum Opfer gefallen waren, alles das hatte sie entmutigt. Sie war ein gutes Mädchen, und ich war sehr in sie verliebt, aber sie versagte aus Kleinmut und Furcht. Auch sie stellte mich vor die Entscheidung: Die Politik oder ich! Sollte ich aber wegen meiner Liebe zu ihr meine Überzeugung aufgeben? Das war doch nicht denkbar!

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWOR-

Unsere aktuelle Umfrage

Leicht fiel mir die Entscheidung wahrhaftig nicht, aber sie stand bei mir dennoch vom ersten Augenblick an fest. Und so trennten wir uns. Ich ging dann bald in die Emigration und hörte erst viele Jahre später, daß meine damalige Freundin in den Tagen der Bombardierung Hamburgs ums Leben gekommen war. Lieber Karl Orland! Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen gelingen möge, was mir damals nicht gelang, nämlich, daß Sie Ihre Freundin noch von der Richtigkeit und Ehrenhaftigkeit Ihres Entschlusses überzeugen und damit zurückgewinnen können."

RUTH SCHUMACHER (23), Sachbearbeiterin: „Ich selbst bin noch jung und schätze eine wahre Liebe. Uschi bringt ihrem Freund jedoch keine wahre Liebe entgegen, denn wenn ich einen Menschen gern habe, muß ich doch mit ihm in jeder Situation durchs Leben gehen. Lieben sich beide ehrlich, dann überbrücken sie auch diese Zeit und sind gestählt für eine glückliche Ehe."

HORST SCHUMANN, 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ: „Dem Oberschüler Karl Orland zuerst meinen Glückwunsch zu seiner Verpflichtung, freiwillig in die Nationale Volksarmee einzutreten. Diesen Glückwunsch muß man auch auf die Freundin ausdehnen, weil ihr Karl ein dufter Junge ist, der weiß, worauf es ankommt. Sie hat die Frage gestellt: ‚Entweder die Armee oder mich!' Und ich glaube, wir alle müssen ihr die Frage stellen: ‚Warum denn nicht dein Karl und die Armee?' Sicher will Uschi ihren Karl sogar ein ganzes Leben lang, und damit das möglich wird, ging Karl in die Armee. Uschi versucht, einer Bewährungsprobe aus dem Weg zu gehen und will lieber ihre Freundschaft und Liebe abbrechen. Sicher ist aber, daß eine Liebe erst durch Bewährungsproben wächst und das Verhältnis zweier Menschen nicht nur in ewiger Freude, sondern vor allem in der Meisterung des tagtäglichen Lebens seine Krönung findet. Vorschlag: Die FDJ-Mitglieder, die Karls Freundin kennen, sollten mit ihr mal richtig reden. Ist sie den Karl wert, dann wird sie es begreifen. Begreift sie es nicht, dann, lieber Karl, such' Dir eine Bessere!"

Lieber Genosse Orland!

Mit dieser Umfrage habe ich versucht, auf Ihren Brief und ihre Frage eine Antwort zu finden. Namens unserer Redaktion bedanke ich mich noch einmal recht herzlich für Ihre Zeilen und hoffe, daß Ihnen die Meinungen, die Sie hier zusammengestellt fanden, geholfen haben — Ihnen und Ihrer Uschi.

Alles Gute, viel Erfolg im Dienst und ein harmonisches Verstehen mit Ihrer Uschi wünscht Ihnen

Ihr
Karl Heinz Freitag

Bernhard Pfaff & Söhne

FABRIK FÜR KUNSTSTOFFARTIKEL

Friedrichroda in Thüringen, Fernruf 255

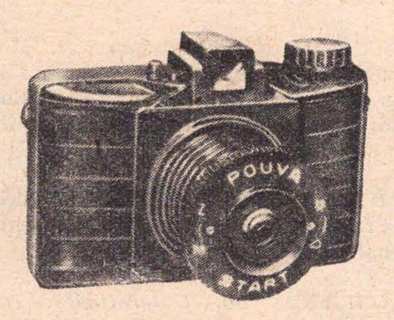


Wir stellen her

Haushaltungsartikel,
Modeartikel,
technische Teile aus
plastischem Kunststoff
nach Zeichnung
oder Muster

POUVA-START

DIE KAMERA DER MILLIONEN



Es ist die Kamera, mit der auf Anhieb
schöne Bilder gemacht werden!
In ihr steckt viel mehr, als sie kostet!

16,50

KARL POUVA - FREITAL (Sa.)



DUOSAN-RAPID
jetzt auch in Tuben

EIN ERZEUGNIS DES VEB FILMFABRIK AGFA WOLFEN



Der weinerliche Sergeant

Ich sprang gerade mit meiner Maschinenpistole über einen eben erst eroberten Schützengraben, als mich ein Schuß von unten direkt ins Gesicht traf und mich betäubte. Die Kugel ging durch den linken Oberarm. Der Knochen wurde glücklicherweise nicht verletzt, aber bis ich verbunden wurde, war der ganze Mantelärmel voller Blut. Im Unterstand des Truppenverbandsplatzes bekam ich solchen Schüttelfrost, daß ich an allen Gliedern zitterte und mit den Zähnen klapperte. In der gleichen Nacht noch wurde ich zusammen mit anderen Verwundeten ins Feldlazarett gebracht.

Die Schmerzen im Arm waren erträglich, und die Wärme tat mir wohl, aber nicht lange. Denn in der Wärme wurden die Läuse quicklebendig und stürzten sich auf mich wie wild. Ich wälzte mich hin und her, scheuerte mit dem Rücken gegen das Lager, stöhnte, fluchte, nichts half. Da kam die Schwester auf mich zu, ein blondes, breitgesichtiges Mädchen mit ruhigen, feucht schimmernden Augen. Auf ihren Achselklappen trug sie die Abzeichen eines Sergeanten.

„Beißen sie?" erkundigte sie sich sachlich. „Wie hundert Teufel!" knurrte ich. Sie führte mich in den dunklen Vorraum, hieß mich alles ausziehen und begann mich mit einer Flüssigkeit einzureiben, die widerlich nach Petroleum stank. „Gib her, das mache ich alleine", sagte ich und streckte die Hand nach der Flasche aus. „Du sollst still stehen und den Arm nicht bewegen, sonst hast du wieder Schmerzen", warnte sie mich. „Steh still, Dummchen, hier ist es doch dunkel, und ich sehe nichts."

Ich bekam frische Wäsche und kehrte in die Krankenstube wie neugeboren zurück. Die Schwester half mir ins Bett und deckte mich fürsorglich zu.

„Wer braucht noch was, Jungs?" fragte sie. „Wirklich nichts? Dann gehe ich das Essen holen." Mir war warm und wohl, nichts biß mich mehr, und ich schlief ein.



Vignette: Parschau

Lautes Weinen weckte mich auf. Unser blonder Sergeant stand über einen Eimer gebeugt auf der Schwelle und heulte wie ein Kind. Die Verwundeten forschten aufgeregt nach dem Grund ihres Kummers. In kurzen, durch Schluchzen unterbrochenen Sätzen erzählte sie, sie wäre im Schlamm ausgerutscht, habe dabei den Eimer fallen lassen und die Hälfte der Suppe verschüttet. Wir versuchten sie zu trösten, indem wir ihr versicherten, daß wir gar keinen großen Hunger hätten und der Rest der Suppe vollkommen ausreichen würde, sie solle ja aufhören zu weinen. Neben mir lag ein älterer, schnurrbärtiger Soldat, dem ein Granatsplitter zwei Finger weggerissen hatte. Man sah gleich, daß er schon länger an der Front war, denn auf seiner vom vielen Waschen verblichenen Feldbluse leuchtete der Orden des Roten Sterns. Ich neigte mich zu ihm hinüber und flüsterte:

„Unsere Schwester ist aber eine richtige Flennliese, Genosse. Wenn man so eine nach vorne geschickt hätte, oje..."

Der Soldat lächelte und stellte gutmütig fest:

„Dummkopf!" — „Wer?" — „Du." — „Ich?"

„Natürlich du, wer denn sonst? Ich kenne nämlich dieses Mädel. Im Jahr zweiundvierzig ging sie über die Front zu den Partisanen, um Verwundete herauszuholen. Die Faschisten griffen zwölfmal den Transport an, sie aber wehrte sie mit der MPi und mit Handgranaten ab. Ich war damals mit dabei in ihrer Gruppe. Mir hat man das da gegeben", er schlug mit der gesunden Hand auf den Orden, „sie aber..." Er verstummte, als hätte er es sich anders überlegt, und rief: „Sergeant! Schwesterchen Marussja!" Diese eilte herbei. „Was ist, Fjodor Iwanowitsch?" „Beug dich herunter. Noch ein bißchen tiefer..."

Sie kniete neben ihm nieder. Da öffnete der Schnauzbart ihre Pelzweste, die sie über der Uniform trug, und zeigte mir den kleinen goldenen Stern, der an einem roten Bändchen hing.

„Siehst du?" fragte er. „Hast du überhaupt schon so was mal gesehen?" Die Schwester fuhr hoch und wurde feuerrot. „Was machen Sie, Fjodor Iwanowitsch! Lassen Sie das!"

„Woher konnte ich das wissen!" murmelte ich verlegen. „Da hat eine den ‚Helden' und heult..."

Übersetzung: Rita Braun

KÖPFCHEN – KÖPFCHEN!

meinten die Zeichner von Néphadsereg, Budapest und Zolnierz Polski, Warschau





Ein Soldat wie alle anderen

Von Oberleutnant W. Wosowikow

Illustrationen: Rudolf Grapentin

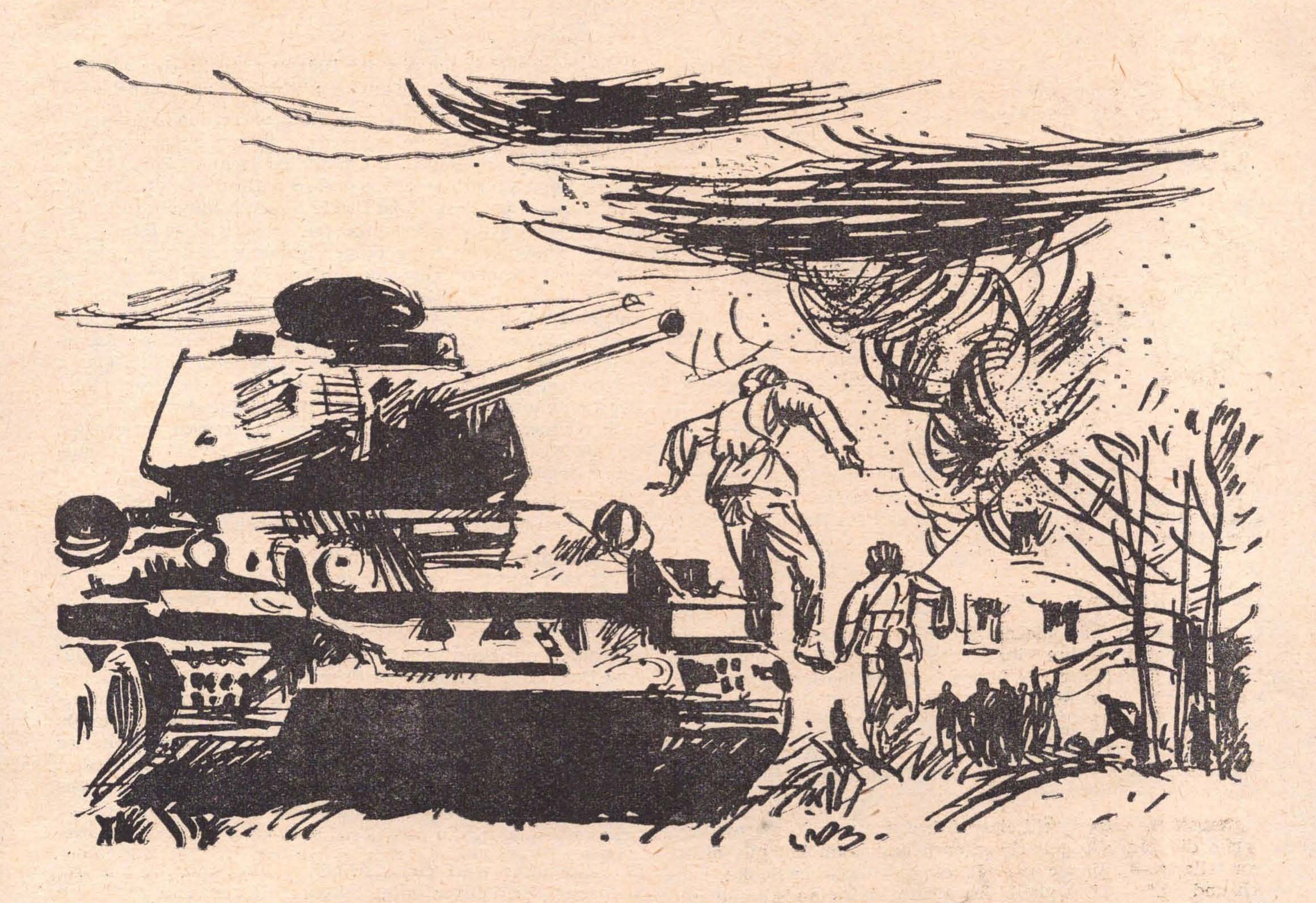


Den Kopf tief geneigt, die von Benzin und Maschinenöl durchtränkten schweren Hände auf den Knien saß der Soldat Ageew im Rauchzimmer. Die Soldaten waren ins Kino gegangen, und über dem Städtchen lag eine für den Sonntagabend ungewöhnliche Stille. Er dachte an seinen nicht sehr erfolgreichen Dienst. Wie kläglich kommt es doch manchmal im Leben! Hatte er denn nicht von dem Tag geträumt, an dem er diese strenge Uniform anzieht und die Soldatenmütze mit dem rubinroten Stern aufsetzt, die sein Vater getragen hatte? Doch träumen ist eins und — dienen etwas anderes. Die Schwierigkeiten waren über alle Erwartungen groß, sie hatten seine Illusionen zerstört. Schon am zweiten Tag hatte der Sergeant ihn, den gestern noch ausgezeichneten Werkarbeiter, wegen seiner dreckigen Schaftstiefel vor der ganzen Kompanie hart angefahren. In der Armee zählten die früheren Verdienste nicht, es mußte alles neu erarbeitet werden, und das war keineswegs leicht. Morgens, beim Wecken, mußte man wie eine Feder hochschnellen, wo man sich doch noch so gern auf dem angenehm raschelnden Laken räkeln möchte, mußte bei durchdringendem Wind Gymnastik machen, mußte schwere Hindernisse überspringen; dann kam das Reinigen der Maschinen, Training von dem die Hände zitterten und jeder Muskel deines Leibes schmerzt und überall mußte man eilen, ohne sich umzublicken. Ageew atmete nur erleichtert auf, wenn der Zug in die Klasse trat. Der Leutnant sprach interessant und fesselnd, doch kaum läßt man sich für eine Minute ablenken, so beginnt der Federhalter chinesische Hieroglyphen ins Heft zu kritzeln und der Kopf sinkt schwer auf den Tisch. Eine strenge Stimme, gleichsam ein Stoß, bringt dich hoch. In den Augen der Kameraden blitzt ein Lächeln. „Genosse Leutnant, für Ageew muß ein eiserner Tisch bestellt werden, einen aus Holz stößt er bald mit seiner Nase durch." Das war der Sergeant Krjukow. Der läßt keine Möglichkeit ungenutzt, um den Soldaten für ein Versagen zu sticheln. Warum die ihn in der Kompanie nur so lieben? Viele bringt der Sergeant zum Erröten, am häufigsten aber Ageew. Doch es ist schon wahr: der Sergeant hat was weg. Er ist nicht groß, aber kräftig gebaut, hat eine Stupsnase und graue Augen, brennendrote Wangen im braungebrannten Gesicht; Krjukow ist allgegenwärtig, nichts bleibt seinen spöttischen, zusammengekniffenen Augen verborgen.

„Gibt an", dachte Ageew böse, „in der ganzen Kaserne hängt überall seine Fotografie, das ist ihm alles nicht genug. Und daß die Soldaten nicht begreifen, daß er sich nur aus Eitelkeit ein Bein ausreißt. Ist noch gar nicht ganz raus, was für ein Held er bei einer wirklichen Sache sein würde, wenn's zum Beispiel darum geht, dem Tod ins Auge zu blicken."

Die Soldaten aber liebten den Sergeanten, das war nicht abzustreiten. Und ihn, Ageew, ließen sie irgendwie links liegen. Er störte in der Kompanie. In allen Versammlungen wurde der Name des Ladeschützen Ageew in jeglicher Weise durchgehechelt. In der Gefechtsausbildung bleibt er zurück, er ist unordentlich, hat schon viele Verweise, den Kameraden gehe er aus dem Wege ... ach, was sie nicht alles an ihm fanden. Es war allerdings nicht ganz so schlimm, solange der Zugführer Lomakin da gewesen war. Der Leutnant war streng, hatte aber ein gutes Herz. Wieviel hat er sich mit Ageew abgegeben, hat mit ihm gesprochen — kam fast seinem Wesen nahe. Der Soldat hatte sich schon wesentlich gebessert, aber da ging Lomakin für zwei Monate in Urlaub, und mit Ageew ging wieder alles schief. Vorgestern war er seinem Vorgesetzten grob gekommen. Nachher stand er eine ganze Stunde vor den Komsomolzen. Kein einziger mitfühlender Blick, alle forderten nur Verantwortung und Kritik, als stünde ein Verbrecher vor ihnen. Und der kürzlich zum Gruppenorganisator der Komsomolzen gewählte Gefreite Lusin nannte auch das Vorgehen Ageews ein Delikt. „Genossen, ich schlage euch vor, Ageew einen strengen Verweis zu erteilen. Wir haben uns genug mit ihm abgemüht. Von heute ab wird Ageew sich entweder ändern, oder sein Platz ist nicht in unseren Reihen", schloß er kurz. Und so wurde es eingetragen.

Ageew saß im Rauchzimmer, und im Kopf schwirrten allezeit wie Hammerschläge auf den Panzer die schweren Worte: „Entweder ändert er sich grundlegend oder sein Platz ist nicht in unseren Reihen." Woran auch immer der Soldat dachte, diese Worte hatten sich in seine Seele gegraben, sie völlig umgekrempelt, zwangen ihn, sein Leben neu abzuwägen und einen



Entschluß zu fassen. Nein, drei Jahre irgendwie so abdienen — das werden seine Kameraden nicht zulassen.

Leichte Schritte waren zu hören. Krjukow kam ins Rauchzimmer. Der Soldat machte einen Versuch aufzustehen, aber der Sergeant winkte leicht ab. „Bleiben Sie nur sitzen."

Er setzte sich gegenüber, schlug ein Bein über das andere und nahm ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche. Sogar in der Dämmerung glänzten seine Schaftstiefel. „Haben Sie Streichhölzer?"

„Finden sich welche", antwortete Ageew mürrisch und zog unwillkürlich seine staubigen, von Dieselöl beschmutzten Schaftstiefel tiefer unter die Bank.

Sie rauchten an einem Streichholz beide an. Der Sergeant machte zwei Züge und warf dann den Zigarettenstummel in den Aschbecher. „Solche Luft, da soll man gar nicht qualmen. Wenn nur erst der Frühling kommt, dann ist Schluß mit dem Rauchen."

Ageew schwieg. Der Sergeant blickte lange zum Himmel empor, suchte nach den ersten Sternen und sagte dann lächelnd: „Wissen Sie, Ageew, Sterne bringen mich immer auf die Idee eines Karussells. Ich gucke auf eines der Sternbilder und möchte hochspringen, um es zu fassen und dann am ganzen Himmel rumzugondeln." Die erstaunten Augen des Soldaten hafteten auf dem Gesicht Krjukows. Bisher hatte er den Sergeanten nur stichelnd, hart, lustig, spöttisch, sogar bösartig gesehen, aber so . . . noch niemals. Ruhige, träumerische Worte, die Augen nachdenklich und warm. Und da hatte er auch schon wieder die Zigaretten herausgenommen, drückte eine zwischen den Fingern weich und seufzte: „Aber Rauchen kann ich doch nicht lassen — dazu reicht mein Wille nicht aus. Ja, und Marina schreibt schon so lange nicht." Ageew blickte den Vorgesetzten mitfühlend an. „Und ich habe gar kein Mädchen", sagte er. „Ja, was soll denn der Soldat auch mit Liebe anfangen — gibt nur Ärger. Wenn ich abgedient habe — dann ist's was anderes."

„Nein, da hast du nicht recht", antwortete der Sergeant, wobei er ganz unerwartet zum Du überging. „Liebe macht dem Soldaten das Leben leichter, ganz besonders bei unserem Grenzdienst. Wenn mir schwer ums Herz wird, stell' ich mir vor, daß meine Marina mich ansieht, und alles wird ganz belanglos. Ihre Augen halten mich auch davon ab, was Übles zu tun. Da möchte man reiner sein, und schöner." — „Und sie guckt vielleicht in der gleichen Zeit auf einen anderen." — „Nein, meine Marina ist nicht so. Sie hat versprochen zu warten —, das heißt, sie wartet wirklich." — „Warum schreibt sie dann nicht?"

Krjukow schwieg lange, blickte in die dunkle Weite, als erwarte er von dorther eine Antwort. Dann sprach er leise:

> Du schreibst nicht. Warum — das weiß ich nicht.
> Vielleicht ist nur die Post daran schuld?
> Aber unsere Feldpost
> Die betrügt den Soldaten nicht.
> Vielleicht willst du der Post die Worte nicht anvertrauen
> Und schickst sie mir mit dem vorbeiziehenden Wind?
> Vielleicht verliert der Wind auch jene Worte,
> Wenn er fünftausend Kilometer weit fliegt?

„Genosse Sergeant, von wem ist das?" — „Von mir." — „Ich wußte gar nicht, daß Sie ein — Dichter sind."

Krjukow lächelte. „Ach was, mein Lieber. In meinem Alter schreibt jeder Dritte solche Verse. Solltest selber mal versuchen." — „Hab's versucht. Es kommt aber gar nichts dabei heraus. Ihre Verse, die packen.

Krjukow, der es nicht gern hatte, wenn man ihn lobte, stand auf. Da erhob sich auch Ageew.

„Also, von heute ab, Genosse Ageew, sind Sie meiner Besatzung zugeteilt. Auf Befehl des Kompaniechefs. Was halten Sie davon?" Der Soldat blickte finster drein. „Was soll ich davon halten? Ich mach', was man mir befiehlt."

„Wie lange werde ich mich noch mit ihm plagen müssen? Früher, früher hätte man anfangen sollen. Ist noch gut, daß der Zugführer morgen vom Urlaub zurückkommt", dachte Krjukow, laut aber sagte er:

„Heute ist Regimentsappell. Da muß man sich um sein Äußeres kümmern." Dann machte er kurz kehrt und ging hinaus.

„Äußeres", spöttelte der Soldat, „glänzt so schon wie ein Spie-

(Fortsetzung auf Seite 634)

Ein Soldat wie alle anderen

(Fortsetzung von Seite 633)

gel." Er blieb noch einen Augenblick stehen, seufzte tief auf und folgte dem Sergeanten.

*

In einer Linie waren die Kolonnen der Soldaten erstarrt. Im Licht der Scheinwerfer blitzen die Koppelschlösser, und die Sterne der Feldmützen blinkten in kleinen Lichtern. Würde man genauer gelauscht haben, so hätte man gehört, daß die Herzen aller in einem Takt schlugen als sei das Regiment ein einziger, mächtiger Organismus mit einem ebenso mächtigen Herzen.

„Held der Sowjetunion, Unterleutnant der Garde Komarow!"* „Held der Sowjetunion, Unterleutnant der Garde Komarow fiel den Heldentod im Kampf um die Unabhängigkeit unserer Heimat." Stille. Es war, als hörte die ferne Heimat in ebenso angespanntem Schweigen den Namen ihres Sohnes, den sie unsterblich machte.

„Soldat Ageew!" — Hier!"

„Sergeant Krjukow!" — „Hier!"

So antworteten jene, die die Stelle der Frontsoldaten eingenommen haben —, ihre Söhne. Fest halten sie die Fahne in der Hand, die Fahne, die wie Sonnenaufgang leuchtet. Und, wer weiß, wieviel Heldentaten noch unter dieser Fahne begangen werden.

Das war es, woran Ageew während des ganzen Abends dachte. Nach dem Zapfenstreich, als sein Nachbar schon leise zu schnarchen begann, fragte plötzlich jemand:

„Interessant, wie er wohl eigentlich war, unser Komarow. Ich denke die ganze Zeit darüber nach und kann ihn mir nicht vorstellen." — „Wie er war? Ja, ein gewöhnlicher Soldat, wie ich und du." — „Das glaub' ich nicht", kam eine Stimme aus einer anderen Ecke. Solche Menschen müssen sich irgendwie unterscheiden."

In der Dunkelheit konnte man vernehmen, wie der Soldat sich aufrichtete. „Denkt doch bloß, Jungens, sechs Panzer in einer Schlacht kaputtgeschossen, und dann noch aus der brennenden Maschine Feuer gegeben. Stellt euch das mal vor: das Eisen brennt, er selbst brennt und — schießt dabei. Das braucht einen noch stärkeren Charakter als der Panzer selbst." — „Ob er wohl daran gedacht hat, daß er eine Heldentat begeht?" — „Wohl kaum", war der Gruppenorganisator der Komsomolzen, Lusin, zu hören. „Der Mensch selbst merkt das nicht. Ich hörte, wie ein Oberst erzählte . . ."

„Der Diensthabende kommt! . . .", flüsterte jemand vorsichtig. Diese Worte hatten magische Wirkung. Es raschelten die über den Kopf gezogenen Laken, es herrschte vollkommene Ruhe. Geraume Zeit lag Ageew mit offenen Augen. Er war noch nicht eingeschlafen, als die nächtliche Stille schroff unterbrochen wurde. „Alarm!" Die Kaserne war augenblicklich voller Leben. Und eine halbe Stunde später blieben im Städtchen nur die Wachen zurück.

Leutnant Lomakin, der eben aus dem Urlaub zurückkehrte, geriet direkt von der Eisenbahn ins Manöver. Bis zum Raum der Truppenkonzentration fuhr er mit dem Auto des Wirtschaftszuges. Im dichten Wald konnte Lomakin nur schwer seine Einheit finden. Es war alles getarnt, sogar die Autospuren. Freudig empfing ihn der Regimentskommandeur.

„Doch noch geschafft. Na, dann kommandiere nur. Wir, mein Lieber, gehören nicht zu jenen Glücklichen, die vom Schiff direkt zum Ball kommen. Mit einem Wort — Soldaten."

Der Hauptmann zeigte, wo der Zug sich befand und machte darauf aufmerksam: „In einer Stunde machen wir Kontrolle. Ich lasse durch einen Melder rufen."

Die Soldaten umringten sofort ihren Zugführer. Krjukow rief: „Stillgestanden!" und meldete freudig, daß keinerlei Zwischenfälle geschehen wären. Der Leutnant begrüßte jeden mit Händedruck, bot ihnen aus der Heimat mitgebrachte Zigaretten an. Länger als auf alle anderen blickte er auf Ageew.

„Na, wie steht's? Sind wir auch bald unter den Ausgezeichneten?" Ageew brummte ungeschickt irgend etwas und verschluckte sich am Rauch. Die Soldaten lachten. Plötzlich erinnerte Lomakin sich an etwas und schnallte die Feldtasche auf. „Ich war auf der Post. Habe Briefe für euch mitgebracht." Sofort streckten sich viele braungebrannte, schwielige Hände aus. Ageew bemerkte, wie die Finger Krjukows zitterten, als sie den blauen Briefumschlag berührten. Doch las der Sergeant nicht in Gegenwart aller seinen Brief — er steckte ihn in die Tasche. Mit dem Kommando „An die Plätze!" begann der Leutnant die Panzer zu überprüfen. Lusin zwinkerte den Kameraden seiner Besatzung zu: „Na, Jungs, jetzt heißt's Ohren steifhalten, nun beginnt die moralisch-technische Prophylaxe. Der Leutnant hatte ohne uns im Urlaub Langeweile — nun habt ihr nicht auf Mitleid zu rechnen. Du kriegst am ehesten was ab, Mischa, — schon wieder dreckig." — „Wo?", fragte aufgeregt der Richtschütze.

„An der Nase", folgte die unerschütterliche Antwort. — „Du solltest erst mal selbst deinen Hals waschen."

„Ich muß dreckig sein — ich bin Fahrer, aber du bist — ob du's willst oder nicht — der einzige Vertreter der Intelligenz in unserer Besatzung, hast mit Optik zu tun. Na, wenn man durch deine Optik mal in deine Ohren sehen würde . . ."

„Aufhören mit Schwatzen!" befahl Panzerkommandant Krjukow. Der Leutnant trat herzu. Er musterte kritisch die Tarnung, verschwand in der Luke. Mit der tragbaren Lampe wirtschaftete er lange im Motorenraum herum, tastete die Drähte ab, prüfte, wie die Schrauben angezogen waren. Dann fragte er den Fahrer, wie die Maschine sich mache und kroch befriedigt aus dem Panzer. Er befahl, die Mannschaft aufzustellen. Der Richtschütze stieß Lusin mit dem Ellenbogen an:

„Sieht fast aus, als sollten wir Dank ernten."

Der Zugführer warf einen schnellen Blick auf die vor der Stirnseite der Panzer aufgestellten Soldaten und zog seine Brauen zusammen: „Sofort alle Knöpfe annähen und die Kragenbinde auswechseln. Fünfzehn Minuten stehen dafür zur Verfügung."

Er machte kehrt und schritt einem anderen Panzer zu. „Dank", wütete Lusin und kramte in seinem Beutel. „Mit solch einem Schlamperich wie unseren Mischa kommt man nicht auf den grünen Zweig. Das bring' ich noch heute ins ‚Kampfblatt'."

„Na, und dich gleich dazu", fuhr Panzerkommandant Krjukow ihn kurz an. „Du bist Gruppenorganisator der Komsomolzen und bist verpflichtet, ihm zu helfen. Und ich bin auch gut, solch eine Lappalie hab' ich nicht beachtet. Als ob ich nichts anderes zu tun hätte, als das Äußere in Ordnung zu halten."

Der Sergeant war böse, und die Soldaten schwiegen wohlweislich. Erst eine halbe Stunde später, in dichtem Strauchgestrüpp verborgen, öffnete Krjukow den Briefumschlag.

„Serjoscha, du mein Allerliebster! . . ." Eine Sekunde blinzelte er, dann las er von neuem die erste Zeile. „Mein Lieber, sei nicht böse, daß ich so lange nicht geschrieben habe. Ich bin inzwischen weit weit fortgefahren aus unserer alten Stadt —, nach Kasachstan, ins Neulandgebiet. Du wirst verstehen, daß ich nicht bleiben konnte, als andere fuhren. Was ist das für ein wunderbares Land, Kasachstan! Steppe, endlose Steppe! Du fährst mit dem Zug ein oder zwei Tage und Nächte, und immer nur Steppe, unterbrochen von riesigen Weizenfeldern. Manche sagen, daß es in Kasachstan auch Städte und Berge gäbe, aber hier bei uns ist nur Steppe. Bis zum Bezirkszentrum sind es mehr als hundert Kilometer. Ich arbeite in der Sowchose als Melkerin. Anfangs war es schrecklich schwer — die Hände taten weh, und die Kühe waren nicht folgsam. Wie oft kam es vor, daß ich den Melkeimer wegstellte, ins Feld ging und heulte, was das Zeug hielt. Aber dann halfen mir andere Melkerinnen, und unlängst bekamen wir auch eine Melkmaschine. Jetzt ist es gar nicht schwer.

Fast alle Ansiedler hier sind junge Menschen. Sehr nette Mädchen und Burschen. Manche sind übrigens direkt von der Armee aus hierhergekommen. Abends ist es so lustig, daß die Leute in der Stadt uns beneiden könnten. Ich muß gestehen,

(Fortsetzung auf Seite 650)

* In der Sowjetarmee ist es üblich, bei Zählappellen die Namen der gefallenen Helden der Sowjetunion zu nennen, die der betreffenden Einheit angehört haben.



Wasser hat keine Balken, sagt man. AR-Reporter E. Gebauer (Bild) und K. H. Freitag (Text) überzeugten sich vom Gegenteil und behaupten:

WASSER HAT DOCH BALKEN!





Das scheint recht arg geflunkert? — Vielleicht. Dennoch soll es weder schlechtes Seemannsgarn sein noch ein dicker Bär, den wir irgendjemandem aufbinden wollen. Dazu ist die Sache zu ernst, um die es geht. Zu ernst deswegen, weil von ihr der Erfolg im Gefecht abhängen kann. Überlegen wir: Wie oft steht ein Truppenteil vor der Aufgabe, ein Wasserhindernis ohne besondere Übersetzmittel forcieren zu müssen. Die Republik ist reich an Seen und Flußläufen. Bereit zu sein, sie entschlossen zu verteidigen, heißt demnach auch, Wasserhindernisse in die praktische Ausbildung einzubeziehen und die Einheiten gefechtsnah auszubilden. Eine Mot.-Schützenkompanie stößt auf ein Wasserhindernis. Was tut sie, was macht der einzelne Soldat, wie weiß man sich zu helfen, um schnell und sicher ans andere Ufer zu kommen? Eine Frage der militärischen Praxis, deren Antwort jeder kennen muß — der Soldat ebenso wie der Offizier oder Unteroffizier. Bei einer Übung im Truppenteil Wiegand fanden wir sie. Und sie ist gar nicht einmal kompliziert, denn es gibt wohl kaum eine Situation, in der sich nicht mehrere Möglichkeiten bieten, um in kürzester Zeit behelfsmäßige Übersetzmittel aus verschiedenstem Material zu bauen; Material, das man in unmittelbarer Nähe der Übersetzstelle findet. Unser Bildbericht zeigt einiges davon, gibt Anregungen, wie man sich behelfen kann. Kleine Flöße lassen sich nicht nur aus Baumstämmen zusammensetzen, sondern ebenso gut aus leeren Tonnen oder Benzinkanistern, Rettungsringen, Stangen oder Reisigmatten. Und für den Einzelkämpfer gibt es nicht nur den Knotenschwimmsack, sondern ebenso Zeltbahnbündel mit Schilf, Rundhölzer oder Autoreifen, an die man sich klammern kann. Gewiß, eine Ostseereise damit anzutreten soll niemandem geraten werden. Über einen Fluß jedoch kommt man damit immer, besser vielleicht, als man gemeinhin denkt. Wichtig und entscheidend ist allein: Man muß findig sein — und man muß es geübt, trainiert haben. So fragen wir noch einmal: Ist unser Titel tatsächlich so vermessen, so maßlos übertrieben? Wir jedenfalls bleiben dabei: Wasser hat doch Balken — sofern wir wollen, gewitzt sind und uns zu helfen wissen.





Vor dem Forcieren des Flußlaufes überprüft der Kompaniechef: Sind die behelfsmäßigen Übersetzmittel vorbereitet? Und ist der Feuerschutz garantiert ...? Es ist alles bereit. Vorwärts!



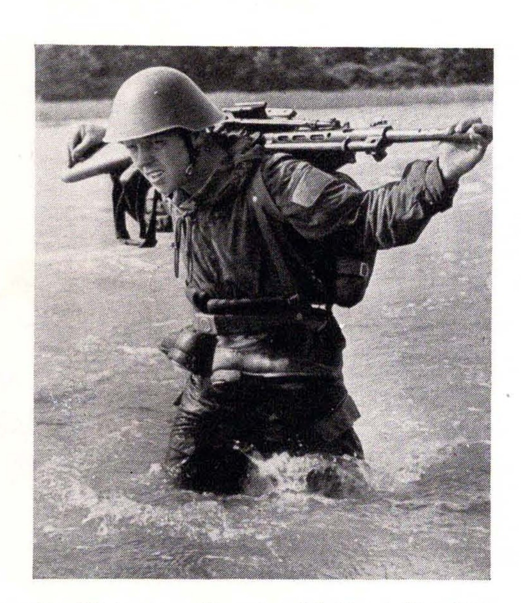
Hier ist es ein Floß aus leeren Tonnen und Balken, dort ist es aus Rundhölzern zusammengefügt. Entscheidend ist die Findigkeit des Soldaten, ihre Entschlossenheit, die Aufgabe unter allen Umständen, zeitgerecht und vollständig zu lösen.







Unter Feuerschutz haben die Übersetzmittel das jenseitige Ufer erreicht. Gedeckt durch dichtes Schilf, die letzten Meter in kniehohem Wasser watend, bringt die Bedienung ihren Granatwerfer an Land und macht ihn in der zugewiesenen Stellung sofort wieder feuerbereit.



Die Waffe quer über der Schulter (oder über dem Kopf), Stiefel am Koppel, Stahlhelmriemen gelockert — so durchfurten die Schützen den Fluß.

Kommando: „ACHTUNG-PRÄS

Kommando: „Achtung – präsentiert?“
Na bitte sehr, Genossen.
Der Fotograf, der das serviert,
hat ganz schön „scharf geschossen“!

Die Zielansprache fiel nicht schwer:
„Am Firmament acht Sterne
vom ‚Erich Weinert‘!“ Bitte sehr!
(D i e Schüsse hat man gerne!)

Doch wer, Genossen, etwa glaubt,
die Sterne fall'n vom Himmel,
der hat ja wohl (und überhaupt!)
so'n kleinen feuchten Fimmel.

Die acht hier exerzieren doch
grad wie in eurer Gruppe,
exakt und zack und noch und noch . . .
und nichts von wegen „Puppe“!











ENTIERT"

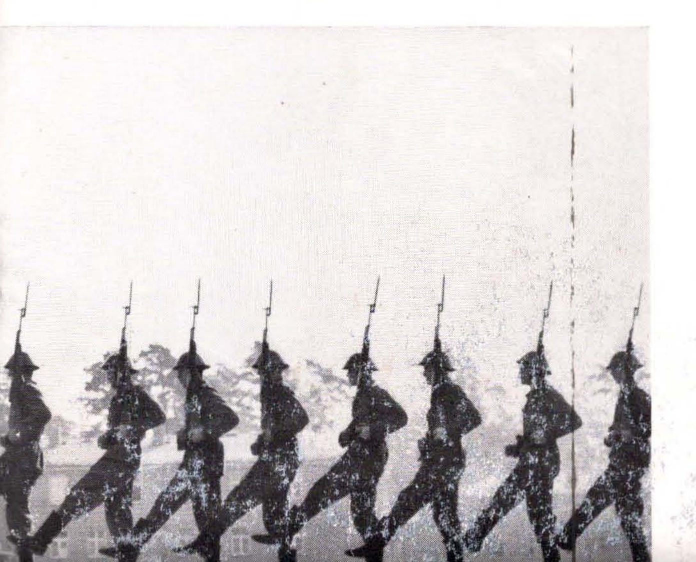
„Im Exerzierschritt – marsch!" – drei, vier . . .
Der Boden bebt vom Beindruck . . .
Die Damen aber machen hier
auch keinen schlechten Eindruck!

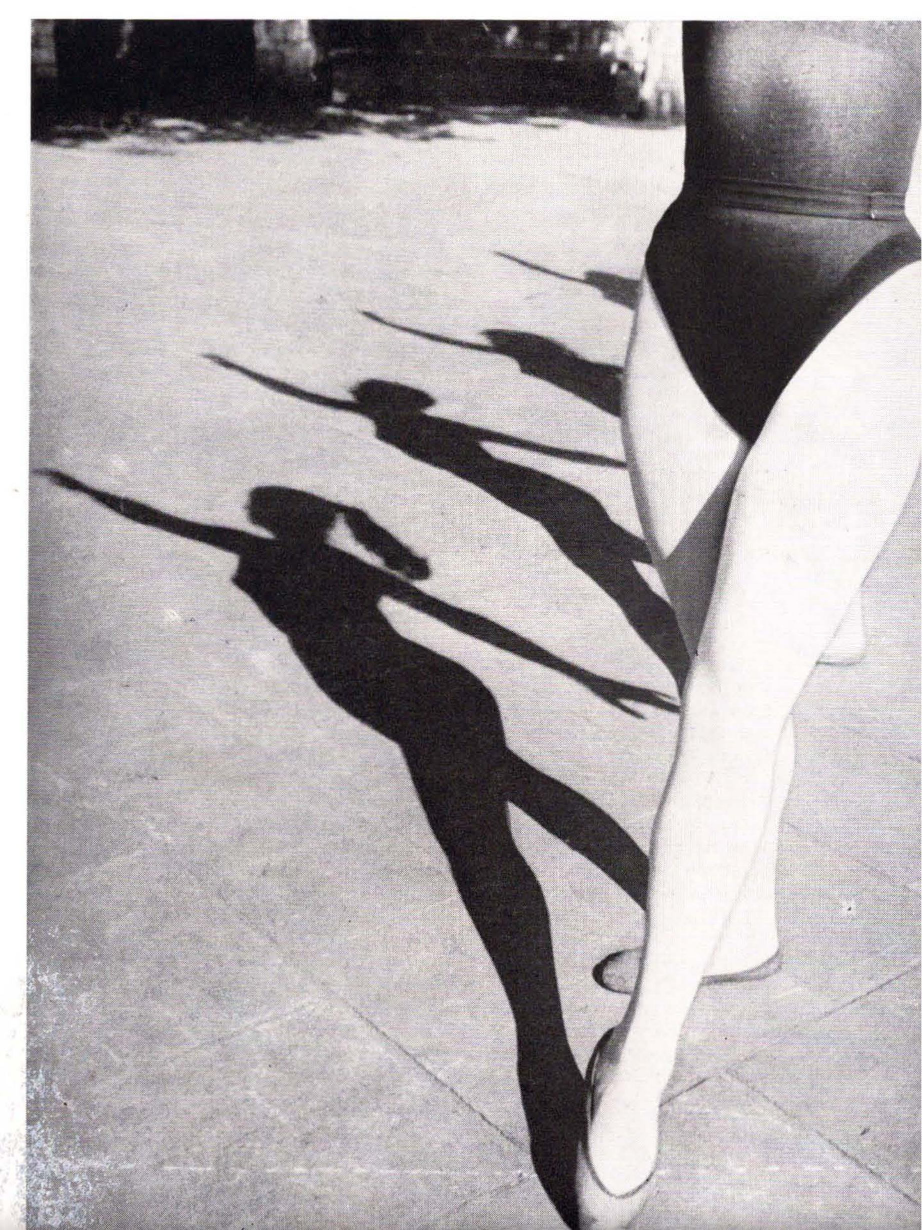
Die Beinarbeit ist zweifellos
(fürwahr!) nicht das verkehrtste,
doch schmerzt (da ist kein Zweifel) bloß
danach der Allerwertste.

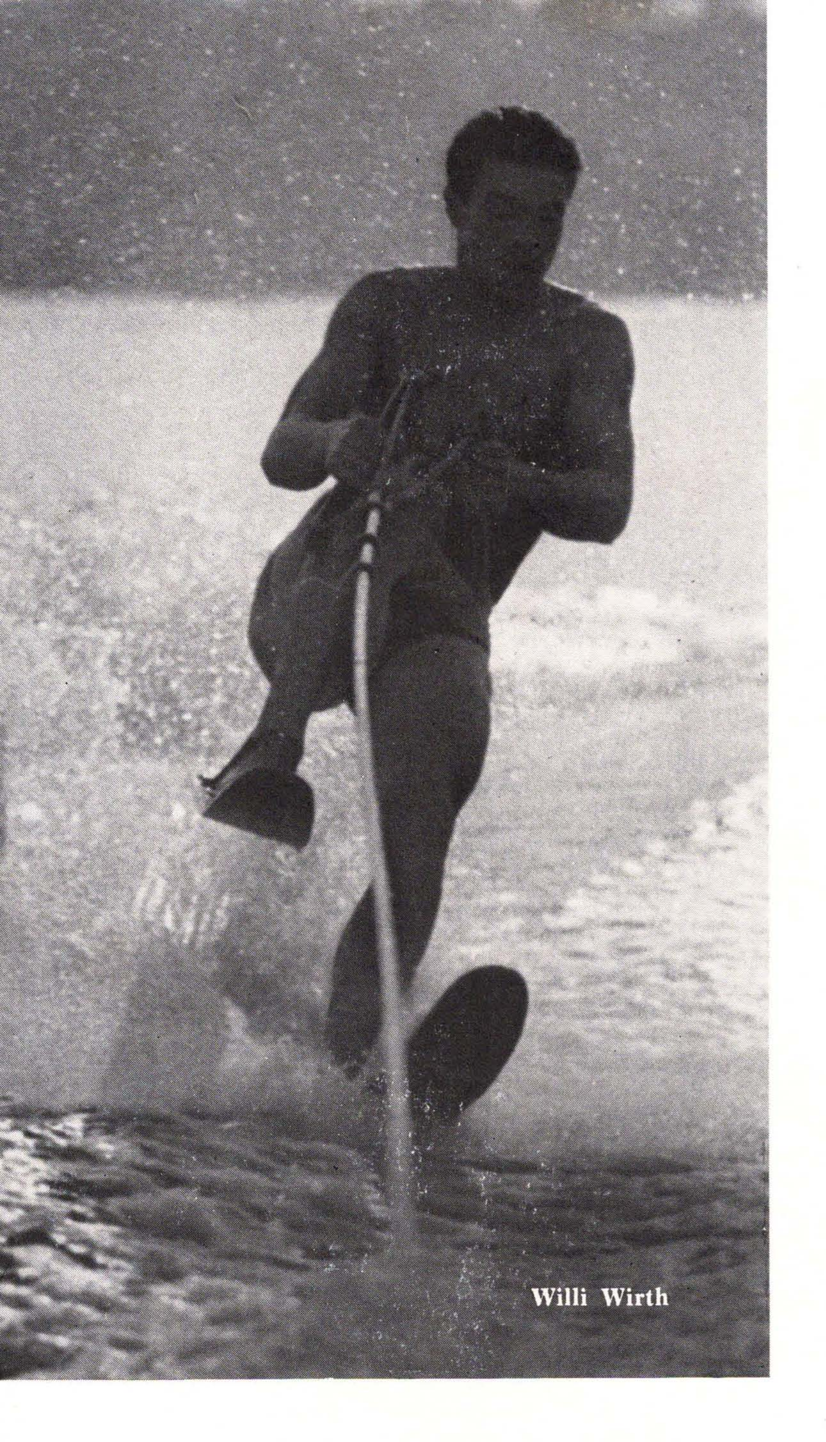
Bei hartem Training wächst kein Bauch,
ob Tanz –, ob Exerzierplatz . . .
Wenn ich Erfahrungsaustausch brauch,
dann komme ich zu dir, Schatz!

– ika –

FOTOS: ERNST GEBAUER



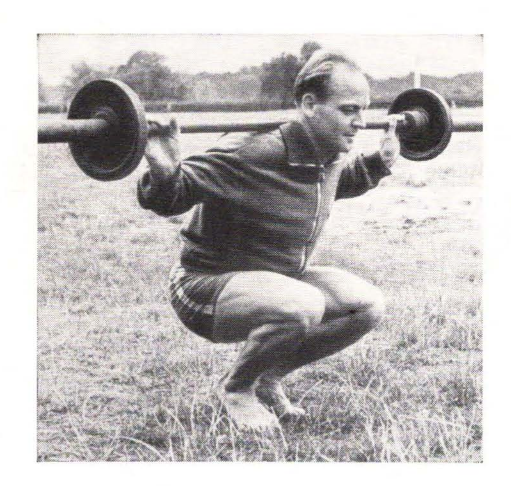




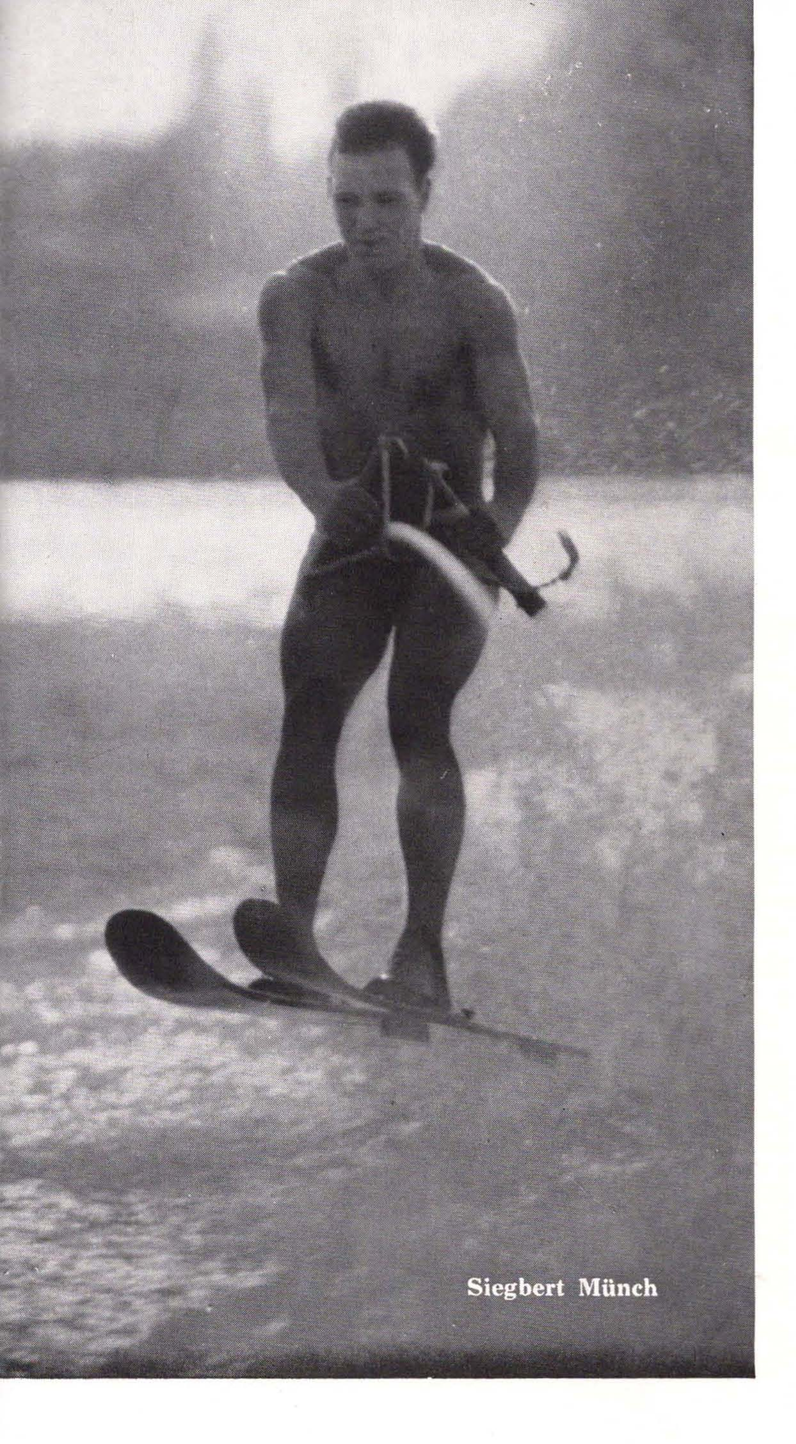


Der kluge Mann

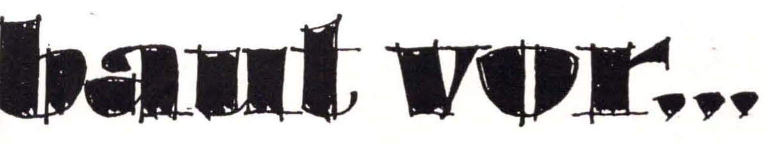
So elegant und mühelos sich Wasserski auf den ersten Blick anschaut — Pannen kann man auch hierbei erleben. Zum einen, wenn der Motor nicht anspringt und die Trainer (ganz oben rechts) unter den kritischen Augen der Aktiven ihre kraftfahrzeugtechnischen Kenntnisse beweisen müssen; zum anderen, wenn man ausrutscht und urplötzlich im Wasser versinkt (ganz rechts unten). Da ist es ganz von Vorteil, wenn man allseitig trainiert ist. Oberleutnant Werner Lesser (Bildreihe) zeigt, was noch zum Sommertraining der Skispringer gehört: Gewichtheben als Kraftarbeit, Sprünge aus dem Stand und aus dem Lauf zur Entwicklung der Sprungkraft. Alles zusammengenommen bildet die Grundlage für den kühnen Schanzenflug im Winter und für den wachsenden Leistungsanstieg unserer Spezialsprungläufer vom ASK Brotterode.







Siegbert Münch





Inzwischen haben sie längst wieder die wärmenden Skipullover übergestreift, sich schwere Sprungskier an die Füße geschnallt und die Thüringer Schanzen erstiegen, um sich beim Mattentraining den letzten Schliff für die vor uns liegende Wintersportsaison zu holen. Damals jedoch, vor vier Monaten in Potsdam, schworen sie noch auf die Dreiecksbadehose und ihre gedrungenen, mit einem schmalen Kiel behafteten Wasserskier. Die Spezialsprungläufer des ASK Brotterode, von Werner Lesser bis Siegbert Münch, fühlten sich auf dem Templiner See wie zu Hause. Dennoch war es nicht in erster Potenz Vergnügen, sondern zielgerichtetes Training, was hier ablief. Der kluge Mann baut vor, sagt man. Unsere Skispringer erwiesen sich als gewitzte Leute, die schon im Sommer für den Winter rüsten. Die Perspektive ist nicht gering: 4 Genossen sollen die Norm „Meister des Sports" erreichen, wozu sie bei Sprungläufen der internationalen Spitzenklasse mindestens zweimal die Note 215 erreichen müssen. Das aber verlangt eine gründliche und allseitige Vorbereitung — auch schon in den Sommermonaten. Die Trainingsskala reicht deshalb vom Wasserski bis zur Gymnastik, Leichtathletik und Kraftarbeit. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß dabei das Wasserskispringen kategorisch ausgeklammert bleibt, weil es dem Bewegungsrhythmus des Skispringens genau entgegengesetzt ist. Legt sich der Springer beim kühnen Schanzenflug weit nach vorn, so müßte er sich beim Wasserskispringen möglichst weit nach hinten lehnen. „Das aber würde unserem Spezialtraining direkt ins Gesicht schlagen", erklärt Trainer Hugo Peter. „Wasserski dient uns hauptsächlich zur Festigung des Standvermögens. Bei Geschwindigkeiten von 70 bis 80 km/h muß der Aktive seine Standfestigkeit beweisen und zudem zeigen, daß er dabei Figuren laufen, Schwünge ausführen und auf einem Bein fahren kann." Im Verein mit dem Mattenspringen ist das Wasserskitraining ein bewährtes Mittel, die schneefreie Zeit zu überbrücken und bestimmte, dem originalen Skispringen ähnliche Trainingsbedingungen zu schaffen. Wenn in wenigen Wochen die Hauptsaison beginnt und die Werner Lesser, Willi Wirth oder Siegbert Münch wieder mit weiter Vorlage über die Schanzen segeln, sollten wir auch daran denken ...

Fotos: E. Gebauer · Text: K. H. Freitag







Sie können es doch wagen . . . was ist denn schon dabei? Auch in Novembertagen fühl' ich mich wie im Mai!

–h.

Wissen Sie, wie das Gefühl ist, ewig nur Zweiter zu sein? Wenn nicht, dann fragen Sie am besten Unterleutnant Kurt Stemplinger. Er kann ein Lied davon singen. Seit der Deutschen Gewichthebermeisterschaft 1958 nimmt sich der stärkste Mann der Volksarmee vor, den Titel nun endlich in seinen Besitz zu bringen. Und bei jedem Championat hat sein ärgster Rivale, der Karl-Marx-Städter Schwergewichtler Arnold, immer noch etwas mehr „drin". Ich habe Kurt Stemplinger im Juni dieses Jahres bei der Meisterschaft die Daumen gedrückt, als er vor die Hantel trat. Ich wußte, daß er mit festem Siegeswillen an die schwere Aufgabe ging, den Altmeister von Motor Karl-Marx-Stadt zu bezwingen.

Konzentriert drückte, riß und stieß der 25jährige Offizier der Nationalen Volksarmee — und übertraf sich selbst. 427,5 kg im Olympischen Dreikampf, die hatte er noch nie in seinem Leben zur Hochstrecke gebracht, sie bedeuteten Bestleistung. Noch heute sehe ich ihn, den 110 Kilo schweren Kurt Stemplinger, wie er die Arme hochwarf und mit einem kleinen Freudensprung die Heberbühne verließ. Ja, und dann trat der Konkurrent an das Gerät und brachte es auf sage und schreibe 432,5 kg im Dreikampf. Neuer Deutscher Rekord!

Kurt mußte sich nun einmal mehr mit Platz zwei begnügen. Ist das nicht resignierend?

Wer jedoch den schwarzhaarigen großen Jungen kennt, weiß welcher Ehrgeiz in ihm brennt. „Bisher ist es mir zwar noch nie gelungen, Arnold zu besiegen. Aber glauben Sie, im nächsten Jahr ist er dran", erklärt er mir mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel aufkommen läßt. „Die Meisterschaften 1962 werden die Revanche bringen. Und wenn ich weiter hart trainiere und mich bis Frühjahr 1962 in meine beste Form bringe, wird auch sein Rekord nicht mehr stehen."

Als er noch die Schule in dem kleinen Ort Diethensdorf bei Karl-Marx-Stadt besuchte, hatte er nie im Traum daran gedacht, daß er einmal zu den stärksten Männern der DDR gehören würde. Das Geräteturnen stand bei ihm hoch im Kurs; und im Kugelstoßen und Keulenweitwurf war er nicht zu übertreffen. Daß er der kräftigste Diethensdorfer Junge seines Jahrgangs war, ist das ein Kunststück bei 170 Pfund mit 13 Lenzen? Als Kurt das Formerhandwerk in Karl-Marx-Stadt erlernte, begeisterte er sich für den Fußball. Die BSG Klausnick erhielt mit ihm einen Verteidiger, der jedem Gegenstürmer schon von weitem maßlose Ehrfurcht einflößte.

Zu den Gewichthebern jedoch kam er erst in der steingrauen Uniform. Als die Nationale Volksarmee im März 1956 geboren wurde, gehörte der Arbeiter Kurt Stemplinger zu den ersten, die sich zum Ehrendienst bereit erklärten. Und mehr noch: Aus Anlaß des Gründungstages bat der damals 20jährige um Aufnahme in die Sozialistische Einheitspartei. „Schau mal Kurt', sagten damals viele ältere Arbeiter zu mir, ‚du hast dich zu einem qualifizierten Former entwickeln können! Nun ist auch einmal Zeit, daß du deinem Staat Dank abstattest.' Und ganz besonders meine Eltern und der Parteisekretär des VEB ‚Rudolf Harlaß' sprachen mit mir sehr viel über die Notwendigkeit, die Heimat zu schützen. Ihnen allen verdanke ich diese Entwicklung." So erzählt heute Genosse Stemplinger von diesen für ihn so ereignisreichen Tagen.

Noch im gleichen Jahr gehörte er zu den auserwählten Soldaten für die Massensportübung der Volksarmee zum Deutschen Turn- und Sportfest. Und in einem Vorbereitungslager machte er hierbei zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Hantel. Auf Anhieb brachte er 95 Kilogramm hoch. Da rissen nicht nur die Kameraden Mund und Augen auf, da staunten selbst Experten, wie der ehemalige Gewichtheber Rast und der Betreuer der neugegründeten Gewichthebermannschaft des ASK Leipzig Rumpel, die beide zufällig selbst dabei standen.

Die Aufnahmeprüfung bei den Armeesportlern des Klubs bestand Kurt mit 85 Kilogramm. Da er in seiner Einheit ein vorbildlicher Genosse war und viele Belobigungen erhalten hatte, wurde seine Versetzung unterstützt.

Vom ersten Wettkampf 1957 bis zu den Deutschen Meisterschaften 1961 führte die Erfolgskurve des jungen Schwergewichtlers steil nach oben. Die Erfahrungen seines Trainers Neubert, gepaart mit Trainingsfleiß, Ehrgeiz und Selbstbewußtsein, ließen ihn eine gute Entwicklung nehmen. Seine Premiere 1957 mit 325 kg wurde der Sprung in die Leistungsklasse I, bei der Spartakiade 1958 erkämpfte er sich die Bronzemedaille hinter Juri Wlassow (UdSSR) und Kasan (Rumänien), die SKDA-Meisterschaften beendete er 1959 in Moskau als Zweiter, bei der Arbeiterspartakiade der finnischen Sportvereinigung TUL wurde er Turniersieger. Zwölfmal stieß, riß und drückte er die Hantel international, achtmal war er erfolgreich.

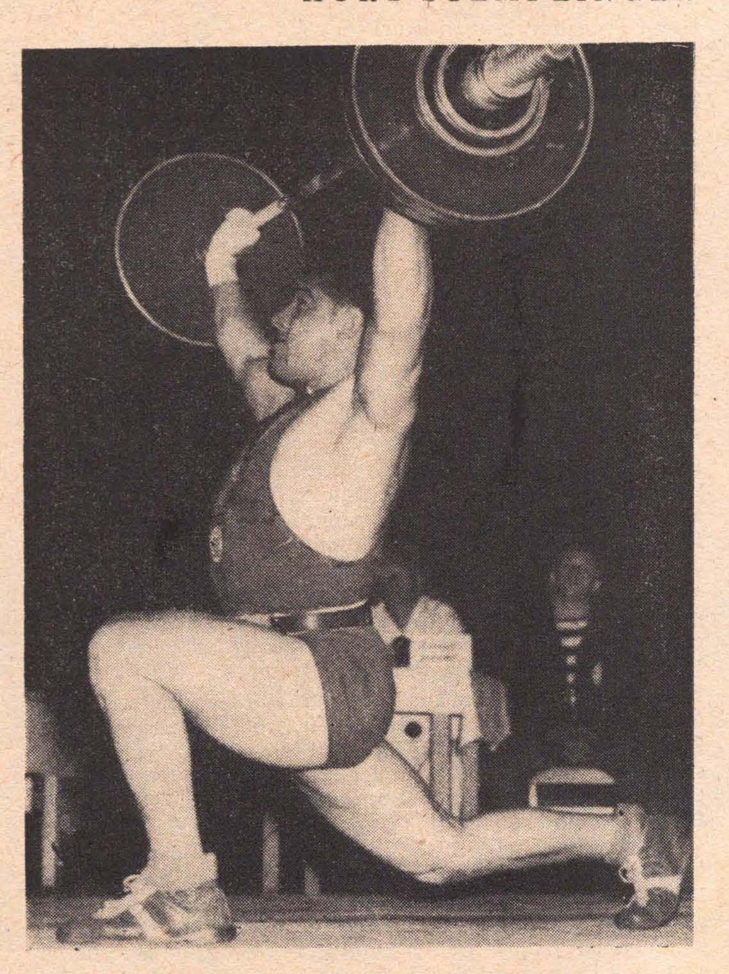
Was macht der stärkste Mann der Volksarmee nach Dienst? Sie werden es kaum glauben: Er bastelt. Wenn Sie noch ein paar formschöne Nierentische, Gipsschnitte, Raumteiler aus Bambus oder andere kleine Möbelstücke gebrauchen können, bitte wenden Sie sich an Kurt Stemplinger. Er kann Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen, denn das ist sein Hobby. Von den zahlreichen Segelflugmodellen allerdings können Sie kaum noch etwas erben, die hat er schon verschenkt.

Schließlich sei der Vollständigkeit halber nicht vergessen, daß Unterleutnant Stemplinger glücklich verheiratet ist und mit berechtigtem Stolz auf seinen zweijährigen Sohn blickt. Daß dieser einmal in die Fußtapfen des Vaters treten wird, ist heute schon klar. Denn wenn man in diesem Alter schon 17 Kilo wiegt . . .

KW

SELBST eingeladen bei:

KURT STEMPLINGER



Kurt Stemplinger

„UNSPORTLICHE" NOTIZEN

aus Sportlergesprächen

VON MAJOR FREITAG

Eintausendzweihundertundeinen Kilometer kreuz und quer durch die Republik, so lautet das „kursbuchamtliche" Fazit einer für Inlandsmaßstäbe recht ausgedehnten Reise, die uns zu verschiedenen Armeesportklubs führte. In Rostock und Erfurt klopften wir an, in Leipzig und Cottbus, bei Fußballern, Sportschützen, Skilangläufern, Ruderern, Basketballern, Kanuten, Boxern, Radsportlern. Und nicht zu vergessen jene, die hier nicht genannt wurden: Segler, Eishockeyspieler, Ringer, Handballer, Fallschirmspringer, Schwimmer, Leichtathleten, Gewichtheber, Skispringer.
„Guten Tag!" sagten wir — und: „Was tut ihr, um mit vielen guten Taten den Friedensvertragsabschluß vorzubereiten?"

Nirgends, so müssen wir vorweg bemerken, fanden wir betretene Gesichter, verschlossene Türen oder Stillschweigen. Ganz im Gegenteil, von Mal zu Mal füllte sich unser Reisegepäck mit mehr guten Taten; unsere Notizbücher reichten nicht aus, und unsere Drehbleistifte verlangten hinter jeder Station nach neuen Minen. Der Leser wird verstehen, daß es unter diesen Bedingungen schwer hält, ja, fast unmöglich ist, über alle Erlebnisse ausführlich zu berichten. So sei hier nur einiges erzählt . . .

Die Garde der langen Kerls

Im Cottbus des Jahres 1961 drängte sich uns ein Vergleich auf zum Preußen der Jahre 1720/30.
Damals residierte in Berlin ein zwar recht ungebildeter, dafür jedoch äußerst despotischer König namens Friedrich Wilhelm I., dem die Geschichtsschreibung nachsagt, daß unter seiner Herrschaft der bis in die westdeutsche Gegenwart reichende Militarismus geblüht habe. Das besondere Steckenpferd besagten gekrönten Hauptes war seine Garde der langen Kerls, in prächtigen Uniformen steckend und jeder einzelne ein respekteinflößender Riese. Mit Pferd und Wagen reisten die Werber des Königs durch die deutschen Lande, um die „Längsten der Langen" mit wohltönenden Versprechungen oder brutaler Gewalt in die Lieblingstruppe ihres Herrschers zu pressen. Wer nicht wollte — und wer wollte schon? —, wurde kurzerhand überwältigt und gefesselt und geknebelt in das königliche Palais geschleppt.

Daran wurden wir erinnert, als wir beim ASK Vorwärts Cottbus vor der geschmackvoll gestalteten Wandzeitung der Basketballer standen und aufmerksam die Erklärung der langen Kerls, jeder einzelne ein respekteinflößender Riese nahe der 2-m-Grenze, lasen, in welcher sie sich um insgesamt 18 Jahre weiterverpflichteten — „um die Republik zu schützen und auch, um unseren Trainern eine bessere Möglichkeit zu geben, mit einem festen Spielerstamm eine systematische, langfristige Entwicklungsarbeit zu leisten", wie sie sagen.

Wir sprachen mit einem von ihnen: Unteroffizier Dieter Melzer, 21 Jahre alt, Maler von Beruf, 2,01 m groß, in Zeitz gebürtig. Zur Nationalen Volksarmee kam er 1959 — freiwillig, versteht sich. Als er ein halbes Jahr in der Truppe gedient hatte, kamen Genossen des ASK zu ihm und fragten ihn, ob er Interesse für Basketball hätte. Gerade ihn fragten sie, ihn, der sich nie zuvor viel aus Sport gemacht hatte, geschweige denn Basketball spielen konnte. Doch — er ließ sich überzeugen und probierte es. Und — gehört heute, zwei Jahre danach, zum Nationalkader sowie zum Olympiakader für 1964! „Nie wäre ich so weit gekommen, hätte mich die Armee nicht entdeckt und gefördert", sagte er. „Deswegen ist es für mich Ehrensache, daß ich in der gegenwärtigen Situation nicht nach Hause gehe, sondern bleibe. Bis 1964 habe ich mich weiterverpflichtet, denn sollte ich tatsächlich nach Tokio fahren, dann möchte ich dort nicht nur allgemein als DDR-Bürger spielen, sondern zugleich auch als Angehöriger der Volksarmee, der ich so viel verdanke."

Als wir ihm später von den königlichen Werbern des alten Preußens erzählten, lachte er nur und meinte: „Das mag früher so gewesen sein. Heute stehen auch die ‚langen Kerls' in Reih und Glied mit allen Jugendlichen, die freiwillig Soldat werden. Außerdem kämpfen wir ja gerade gegen jene Kräfte, die in Westdeutschland als Fortsetzer des alten preußischen Militarismus auftreten . . ."

Entenklein à la Wolfgang Rother

Sichtlich inspiriert davon, daß bei uns in den letzten Wochen allerorts frische junge Mastenten in überreichlicher Zahl angeboten wurden, fühlten sich anscheinend auch einige „Geflügelerzeuger" westzonaler Herkunft bemüßigt, ihren bundesdeutschen Konsumenten mangels echter wenigstens ein paar saftige Zeitungsenten zu servieren. Eine war die von den „herzlos auf Höchstleistungen gedrillten Sportsoldaten", deren einzige Zweckbestimmung es sei, „auf Befehl Sport zu treiben". Ansonsten dagegen, so entnimmt man den Weisheiten dieser Sudelköche, lassen sie natürlich den lieben Gott einen guten Mann sein. Wenn damit auch der Entenbratküche der Westpresse absolut kein neues Rezept eingefallen ist, so sei dennoch darauf geantwortet.

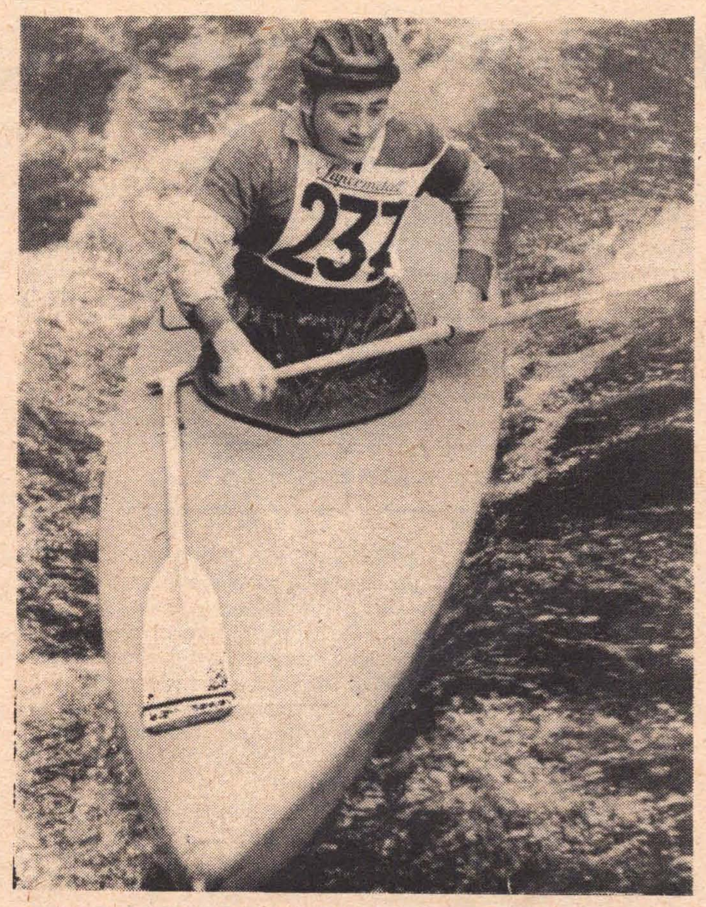
Beginnen wir beim ASK Vorwärts Leipzig.

Wir hatten Gelegenheit, dort in der Schießkladde unserer Boxer zu blättern und uns zu überzeugen, daß die Mannschaft beispielsweise das letzte Karabiner- und MPi-Schießen in beiden Fällen mit der Durchschnittsnote 2 erfüllt hat. Wobei, als weiteres Beispiel, der Gefreite Wolfgang Rother — er ist FDJ-Sekretär der Mannschaft, Kandidat der SED und Dritter der diesjährigen Juniorenmeisterschaften im Bantamgewicht — mit der Maschinenpistole 9 von 9 möglichen Treffern erzielte und so aus der saftigen Ente ein hübsches Entenklein fabrizierte.

Übrigens gibt es in der gleichen Mannschaft auch einen intensiv betriebenen Wettbewerb um den besten Soldaten. Er wird monatlich ausgewertet und hat als Grundlage die Resultate der militärischen Ausbildung, Disziplin und inneren Ordnung, die wöchentlichen Ergebnisse beim Überwinden der Sturmbahn, gesellschaftliche Aktivität, Trainingsfleiß und Erfüllung der sportlichen Perspektive. Als wir in Leipzig waren, hatte gerade der Gefreite Bornschein, ein Nachwuchstalent im Federgewicht, den kleinen Pokal mit der Inschrift „Bester Soldat der Sportmannschaft Boxen" übernommen . . .

Wir fuhren weiter, nach Rostock. In dem roten Backsteingebäude in der Tschaikowskistraße besuchten wir die Segler des ASK Vorwärts Rostock — Maat Reschwamm, den neuen Deutschen Meister im Finn-Dinghi, Meister Wölk, den Zweiten der Star-Klasse, Maat Bogumil, Oberleutnant Paschen, Obermeister Arndt, Oberleutnant Dally und all die anderen, deren Namen uns von den großen nationalen und internationalen Regatten her geläufig sind.

„Alarm!" hieß es eines schönen Morgens um fünf Uhr bei ihnen, ein Alarm mit anschließendem zweitägigen Übungskomplex. Schnell, diszipliniert und reibungslos ging alles vonstatten — Antreten, Verladen der Ausrüstung, der Kfz.-Marsch, Beziehen des befohlenen Raumes, Zeltbau, Errichtung des Biwaks, Sichern, Wachgestellung usw. usf. Anschließend wurde geschossen, mit Karabiner und Maschinenpistole, mit und ohne Schutzmaske. Doch kaum, daß die Genossen sich abends gegen 21.00 Uhr zur Ruhe begeben hatten, ertönte siebzig Minuten danach schon wieder der Ruf: „Alarm!" Bis 02.30 Uhr ging das



Leutnant Gerd Kleinert (Bild) ist FDJ-Sekretär des Kollektivs unserer Slalom-Kanuten, der Mannschaft der Weltmeister. Von ihm erfuhren wir, daß drei Genossen — Ingo Kirsch, Horst Rosenhagen und Gernod Bergmann — um Aufnahme in die SED gebeten haben. In einer FDJ-Versammlung verpflichteten sich alle Genossen, die kommenden Schießübungen mit guten Resultaten zu beenden und ihre Gefechtsbereitschaft ständig zu erhöhen. Foto: Ernst Gebauer

folgende Nachtschießen. Am zweiten Tag absolvierten die Segler dann noch die erste IMG-Übung, bevor sie — in drei Gruppen geteilt — den Fußmarsch nach Rostock antraten, der überdies noch mit topographischen Orientierungsaufgaben und etlichen anderen Einlagen gespickt war.

Es gab keinen, der nicht mit Begeisterung, mit Leib und Seele dabeigewesen wäre. „Denn bei allen Genossen besteht ein echtes Bedürfnis nach systematischer Gefechtsausbildung", erklärte Kapitänleutnant Zeise, der rührige Mannschaftsleiter — womit das „Entenklein" nun wohl endgültig perfekt sein dürfte.

Moede contra Maybach

Wenn's gestattet ist, zunächst vielleicht einige erklärende Worte vorweg.

Maybach ist eine Macht auf dem kapitalistischen Motorenmarkt — jahrzehntealt, weltbekannt. Maybach liefert Antriebsmaschinen für Flugzeuge, Panzer, Schiffe, Kraftfahrzeuge und auch für die Schleppwinden der Segelflieger. Nach vorsichtigen Schätzungen gibt es von der letzteren Art etwa 300 in unserer Republik, durchschnittlich alle acht, neun, zehn Jahre alt und schon ein wenig klapprig. Das wichtigste aber: Infolge der Einführung schwererer Flugzeugtypen reicht die 100-PS-Leistung der Maybachmotore nicht mehr aus; es werden 150 PS gebraucht, um die erforderliche Schleppgeschwindigkeit zu erreichen.

Das war die Lage.

Gemeinhin sah man nur zwei Möglichkeiten, um aus ihr herauszukommen: Entweder leistungsfähigere Motore aus Westdeutschland beziehen oder die tschechoslowakische „Herkules-Winde" zu importieren, deren Bezahlung uns je Stück 27 000 DM Devisen gekostet hätte.

Gab es noch eine dritte Möglichkeit?

Ja.

Der, der sie erkannte und sie in die Wirklichkeit verwandelte, ist ein neunundzwanzigjähriger Kfz.-Schlosser, Mitglied der Partei der Arbeiterklasse, vor Jahren einmal Unteroffizier der Nationalen Volksarmee, selbst begeisterter Kunstflieger und heute Leiter Motorflug in der Zentralen Segelflugwerkstatt der ASV Vorwärts.

Hans-Jürgen Moede ist sein Name.

Schon lange spielte er mit dem Gedanken, wie die Motorleistung der Schleppwinden erhöht werden könne — ohne sich durch die Einführung neuer, stärkerer Maybachmaschinen von Westdeutschland abhängig zu machen und ohne die 27 000 DM Devisen für die „Herkules-Winde" aus der CSSR ausgeben zu müssen. Er wollte es mit eigener Kraft schaffen, wenngleich er wußte, daß ähnliches schon einmal im VEB Kraftfahrzeuginstandsetzung Bitterfeld versucht und dann wegen der zu hohen Entwicklungskosten, die man den Windenbauern nicht genehmigt hatte, wieder vom Programm abgesetzt worden war.

Hans-Jürgen Moede hatte ebenfalls keine finanziellen Mittel, aber er hatte den festen Willen, es trotzdem zu probieren. Und er hatte Freunde — den Kfz.-Schlosser Werner Brüllke, der ihm half, wo er konnte, den Strausberger Ingenieur Grocholl, der in seiner Freizeit die erforderlichen Festigkeitsberechnungen anstellte, den Oberleutnant Franz Reetz, der den Kfz.-Leuten einen generalüberholten G-5-Motor aus dem Leib riß ...

Wochenlang, Monat auf Monat wurde in der Cottbusser Segelflugwerkstatt fleißig, intensiv, verbissen gearbeitet. Nicht nur einmal hing bei der Familie Moede der Haussegen schief, wenn Ehegatte Hans-Jürgen Moede abends über seinen Konstruktionsplänen saß. In aller Heimlichkeit entstand ein Projekt, das in seiner Bedeutung weit über die Erfordernisse und Bedürfnisse der Armeesportvereinigung hinausgeht.

Bis dann eines Tages alle Heimlichkeit ein Ende hatte und der staatlichen Prüfstelle für Luftfahrttechnik eine Einladung auf den Tisch flatterte, sich die umgebaute Schleppwinde anzuschauen und die Neukonstruktion für den Flugbetrieb zuzulassen.

Es wurde Hans-Jürgen Moedes schönster und stolzester Tag — die G-5-Winde erhielt die volle Zustimmung des kritischen Instituts und darf nunmehr, nachdem 500 Probeschlepps erfolgreich verlaufen waren, in der Praxis angewendet werden. Moede contra Maybach ging mit einem klaren Sieg an den neunundzwanzigjährigen Kfz.-Schlosser aus Cottbus, einem Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ...

Sportsoldaten oder Soldatensportler?

Eine Frage, die eigentlich schon zugunsten der zweiten Formulierung beantwortet sein dürfte — von den Basketballriesen aus Cottbus, von den Boxern aus Leipzig, von den Seglern aus Rostock.

Um jedoch der Vielzahl der guten Taten, von denen wir überall hörten, wenigsten einigermaßen gerecht zu werden, sei abschließend noch im Telegrammstil erzählt: Von unseren Wintersportlern aus Oberhof, Brotterode und Crimmitschau, die sich zu 98 Prozent verpflichtet haben, so lange in der Armee zu dienen, wie es Partei und Regierung verlangen; von den Ruderern aus Rostock, die in einer öffentlichen Parteiversammlung forderten, ihre Normzeit zur Bereitstellung nach Auslösen eines Alarms um ein Viertel der bisher gültigen Zeit zu verringern; von den Ziviltrainern Hugo Peter (Spezialsprunglauf), Ernst Tallowitz (Nordische Kombination) und Ernst Melzer (Eishockey), die sich bereit erklärten, an einem Reservistenlehrgang teilzunehmen; von Oberfeldwebel Martin Giese, Zehnter der diesjährigen Tunesienrundfahrt, der die Partei der Arbeiterklasse bat, ihn als Kandidaten aufzunehmen; von den Rostocker Boxern, die alle Normen der Schutzausbildung mit der Note 1 erfüllten und ihr letztes MPi-Schießen mit der gleichen Bewertung beendeten ...

Notabene also keine „Sportsoldaten", sondern echte Soldatensportler, gleichermaßen von Ernst Moritz Arndts Soldatenehre beseelt wie ihre Genossen in den Truppenteilen:

„Das ist wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterland und seinem geliebten Volk Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt, daheim und in der Fremde; daß er, wenn Feinde eindringen und sein Land beschimpfen und unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen und keine andere Stimme hört als die: Das Vaterland ist in Gefahr!"

Raketenstart vom fliegenden Trägersystem

Das Problem des Starts raketengetriebener Flugkörper von einem freifliegenden Trägersystem spielt sowohl in der Raumfahrttechnik, als auch in der modernen Waffentechnik eine bedeutende Rolle. Im Bereich der Raumfahrtforschung befinden sich die praktischen Versuche gegenwärtig noch im Anfangsstadium. Sie werden jedoch schon in allernächster Zeit in zunehmendem Maße zu einem sehr wesentlichen Verfahren der Raumflugtechnik ausgebaut werden. Im Bereich der Waffentechnik dagegen hat die Arbeit an den einschlägigen Problemen schon seit längerem zu einer hochentwickelten und vielfältigen Spezialtechnik geführt. Wenn sich die Verfahrensweise in den beiden Bereichen natürlich in den Einzelheiten auch beträchtlich unterscheiden kann, so gibt es doch zahlreiche gemeinsame Probleme, die sich vor allem in den Fragen der Genauigkeit des Zielanfluges und damit der Führungsgenauigkeit für den abgesandten Flugkörper stark berühren. Mit anderen Worten, besondere Fortschritte in dem einen Anwendungsbereich werden zweifellos auch zu unmittelbaren Rückwirkungen im anderen führen.

Diese Feststellung ist besonders im Hinblick auf die Fortschritte der sowjetischen Raumflugtechnik wichtig, die in sich eindeutig einem Programm zur friedlichen Erschließung des kosmischen Raumes untergeordnet sind. Es ist aber nicht zu übersehen, daß damit auch für die sowjetische Waffentechnik gegebenenfalls der Rückgriff auf diese Verfahren möglich ist, die die absolut sichere Abwehr einer jeden Aggression zur Gewißheit machen. Dabei kann ganz allgemein festgestellt werden daß die Anforderung an die Präzision der Führungsgenauigkeit zunächst für astronautische Aufgaben die weitaus höhere ist. Ein Blick auf die in diesem Bereich gebotenen Fakten vermag also den besten Eindruck von der Gesamtsituation zu geben. Da hier nur der Start ab freifliegendem Trägersystem betrachtet werden soll, kann auf Details anderweitiger Führungsaufgaben für astronautische Flugkörper (Mondtreffer durch Lunik II; Mondumfliegung durch Lunik III; Raumschiffstarts und -landungen) verzichtet werden. Dennoch läßt sich nicht übersehen, welche Bedeutung ganz allgemein von den sowjetischen Spezialisten der Bearbeitung von Steuerungs- und Lenkproblemen bei allen Experimenten und Erprobungen (Beispiel: Flüge neuer Trägersysteme in den Pazifikraum im September 1961 mit Zielabweichungen von nur 1 km bei rund 12 000 km Flugstrecke) zugemessen wird.

Der Start der sowjetischen Raumsonde zur Venus, im Februar dieses Jahres, war in der Geschichte der Raumflugtechnik das erste Beispiel eines Starts ab freifliegender Trägerplattform. An ihm läßt sich sowohl die Vielfalt der Probleme, als auch der Stand ihrer Lösung gut beurteilen. Stark vereinfacht dargestellt waren folgende Hauptaufgaben zu lösen: Ein Flugkörper sollte auf ein Ziel abgelassen werden, das er nach einer Flugstrecke von rund 270 000 000 km erreichen würde. Die Annäherung sollte dabei möglichst groß sein. Erschwerend fiel ins Gewicht, daß das Ziel selbst nicht stillstand, sondern sich mit rund 32 km/s weiter um die Sonne bewegte. Der Start der Raumsonde sollte von einem Trägersatelliten erfolgen, weil die territoriale Einengung erdgebundener Startorte eine andere Möglichkeit unter günstigen Nutzmassebedingungen nicht zuließ. Dabei mußte weiterhin in Kauf genommen werden, daß die bisherige Kenntnis astronomischer Entfernungsmaßstäbe die Entfernung bis zur Venus mit einem Unsicherheitsfaktor von einigen tausend Kilometern belastete.

VON HEINZ MIELKE

Die Auswertung der ersten Positionsmessungen ergab, daß sich die Raumsonde der Venus bis auf mindestens 100 000 km nähern würde. In Anbetracht der Tatsache, daß es sich dabei um einen ersten Versuch mit noch nicht hinreichend genauem Entfernungsmaßstab handelte, ist es ein hervorragendes Ergebnis, das in der Frage der Zielgenauigkeit alles vorher dagewesene weit in den Schatten stellte. Dazu war es notwendig, zunächst den Trägersatelliten mit minimalsten Abweichungen in die vorberechnete Bahn zu bringen, dann die tatsächliche Bahn dieser sich bewegenden Startplattform exakt zu bestimmen, schließlich die Abflugdaten der Raumsonde ab Satellit (Startzeit, Startort in der Umlaufbahn, Abflugrichtung und Abfluggeschwindigkeit) zu errechnen und in einem entsprechenden Lenkprogramm zu verwirklichen. Die zulässigen Abweichungen für die Brennschlußwerte des Antriebs der Raumsonde dürften nach Richtung und Geschwindigkeit kaum die Größenordnung einer Bogenminute (1 Winkelgrad = 60 Bogenminuten) bzw. einiger Meter pro Sekunde überschritten haben.

Überträgt man diese Präzision der Gesamtfunktion auf die wesentlich einfachere Aufgabe, einen raketengetriebenen Fernflugkörper von einem Langstreckenflugzeug gegen ein Bodenziel auf der Erdoberfläche, und zwar aus einer Entfernung von mehreren tausend Kilometern einzusetzen, so ist ersichtlich, daß auf diesem Wege praktisch auch Punktziele bekämpft werden können. Die Verwendung derartiger Luft-Boden-Flugkörper mit Reichweiten von einigen tausend Kilometern in Verbindung mit Langstreckenflugzeugen, stellt eine außerordentlich wirksame Kombination dar, da die Nachteile bodenfester Starteinrichtungen für Raketen interkontinentaler Reichweite (fehlende oder mangelnde Mobilität) hier nicht in Erscheinung treten. Selbstverständlich hat ein derartiges Waffensystem nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn die Gesamtführungsgenauigkeit hinreichend ist. Seitens der sowjetischen Raketentechnik ist dies also zweifellos der Fall. Wobei zusätzlich die Erfahrungen, die man mit den aerodynamischen Problemen der Rückführung von Raumflugkörpern (Raumschiff-Programm) gesammelt hat, eine hervorragende Rolle spielen. Wenn man sich in den Kreisen der USA-Militärs vor der diesjährigen Luftparade in Tuschino noch der Hoffnung hingab, wenigstens in der Sparte derartiger Luft-Boden-Flugkörper — in denen man übrigens einen Ersatz zu den fehlenden präzisen Raketen interkontinentaler Reichweite sah — einen gewissen Vorsprung vor der Sowjetunion zu haben, so dürfte die Demonstration sowjetischer Überschallbomber (Flugmachzahlen 2 und darüber) als Träger großer Luft-Boden-Flugkörper auch diese Illusion nachdrücklichst zerstört haben.

Lexikon des Weltraumfluges

Schwerelosigkeit

Der Zustand der Schwerelosigkeit tritt bei allen Flügen oder allgemeinen Bewegungen im widerstandsfreien Raum von dem Augenblick an ein, in dem die beschleunigende Kraft des Antriebsmechanismus zu wirken aufhört. Dieser Zustand kann auf der Erdoberfläche überhaupt nicht und in ihrer unmittelbaren Nähe nur bei bestimmten Flugmanövern (Parabelflügen) für einige zehn Sekunden erhalten werden. Auf astronautischen Freiflugbahnen (antriebsloser Flug) ist er dafür Dauerzustand. Er endet erst dann wieder, wenn die Triebwerke zur Ausführung von Manövern eingeschaltet werden.

Ziolkowski-Orangerie

Der Begründer der wissenschaftlichen Weltraumfahrt beschäftigte sich auch mit den Problemen der Versorgung von Raumschiffen mit Atemluft und Nahrungsmitteln. Er schlug als endgültige und umfassendste Lösung erstmalig die Anlage eines vollständigen biologischen Kreislaufs mit Mensch und Pflanze im Raumschiff vor. In besonderen Räumen (Orangerie) sollten sich unter Einwirkung der kräftigen Sonnenstrahlung Pflanzen in den üppigsten Formen entwickeln, die Raumschiffatmosphäre dabei von dem schädlichen Kohlendioxyd reinigen und mit Sauerstoff wieder anreichern.

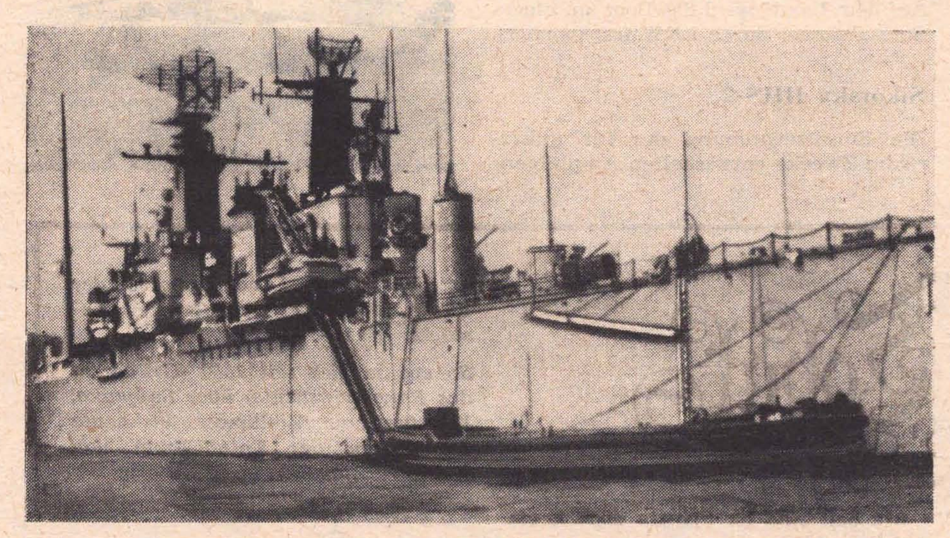
NATO-Schiffe und -Boote

Küstenwachboot Typ „Patrouillenboot" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Tonnage (ts)	**70/90**
Länge (m)	**28,5**
Breite (m)	**4,7**
Tiefgang (m)	**1,2**
Höchstgeschwindigkeit (sm/h)	**25**
Besatzung	**20 Mann**
Bewaffnung	**2 20-mm-Flak**

Kennung: Langes, durchlaufendes Deck, leichter Decksprung, mittschiffs flacher, langgestreckter Brückenaufbau, Dreibeinmast achtern auf der Brücke, schräger Vordersteven, Spiegelheck, vor der Brücke und auf dem Achterschiff je ein Niedergang, auf der Back und auf dem Achterdeck je eine 20-mm-Flak. (Aus „Flotten-Echo")



Führungsschiff „NORTHAMPTON" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Art des Schiffes	**Flaggschiff**
Baujahr	**1953**
Tonnage (ts)	**17 400**
Länge (m)	**210**
Breite (m)	**22**
Geschwindigkeit (sm/h)	**33**
Besatzung	**56 Offiziere, 1195 Mann**
Bewaffnung	**4 Geschütze 12,7 cm, 8 Zwillingsflak 7,6 cm und 2 Hubschrauber**

Auffallend sind an diesem Schiff die vielen Funk- und Radargeräte. Auf dem Vorschiff steht ein unverstagter Antennenmast von 38 m Höhe. Ein über 10 m hoher rautenförmiger Parabolspiegel erhebt sich auf dem Brückenhaus. Die NORTHAMPTON ist zur Zeit Flaggschiff der II. US-Flotte in europäischen Gewässern.

Fotos: Archiv

Zerstörer „DIANA" (England)

Taktisch-technische Daten:

Bauzeit	**1947–1957**
Tonnage (ts)	**3700**
Länge (m)	**119**
Breite (m)	**13,1**
Besatzung	**297 Mann**
Bewaffnung	**6 Kanonen 11,4 cm, 6 Flakgeschütze 4 cm, 10 Torpedorohre (in Fünfrohrsätzen)**

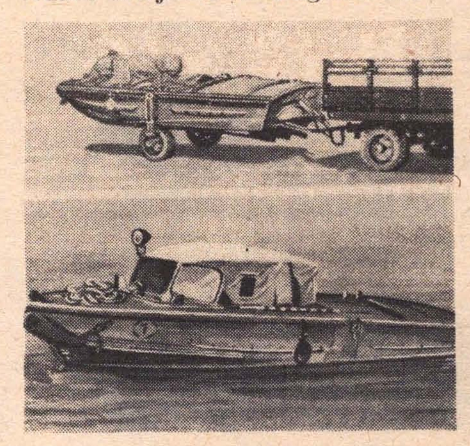


Der Zerstörer, welcher zum britischen Mittelmeergeschwader gehört, wurde 1947 in Auftrag gegeben. Während der Bauzeit wurden die Pläne mehrmals geändert, so daß der Zerstörer erst 1957 in Dienst gestellt werden konnte. Dieser Typ gilt bereits heute als überholt, so daß man die Zerstörer DIANA, DEFENDER und DIAMOND bald durch Neubauten ersetzen wird.

K. Jacobsen

Technik aus aller Welt

Neues sowjetisches Bugsierboot



Das neue Bugsierboot BMK-150 hat in der Sowjetarmee seine Bewährungsprobe bestanden. Es fuhr beim Brückenbau sicher 10 Fähren ein; genausoviel, wie es sechs Boote vom Typ BMK-90 in der gleichen Zeit schafften.

Das BMK-150 ist ein leichtes, aus Aluminium genietetes Boot, das von zwei Schrauben getrieben wird. Seine Länge beträgt rund 8 Meter, sein Tiefgang 0,6 m. Die Zugkraft am Tau beläuft sich im Vorwärtsgang auf 1500 kg. Die Höchstgeschwindigkeit ist 22 km/h. Die Treibstoffbehälter fassen 300 l. Mit voller Auffüllung arbeitet das Boot sieben Stunden. Zwei Motore von je 60 PS (ähnlich dem des LKW Gas-51) sind die Antriebsmittel.

Weitere Vorzüge des BMK-150 sind eine ausgezeichnete Gleichgewichtssicherheit, die ein Kentern verhindert, eine hohe Beweglichkeit und große Lebensdauer. Die beiden Schrauben werden getrennt gesteuert. Durch gegenläufige Umdrehungen der Schrauben kann das Boot auf der Stelle wenden. Drei Zwischenwände teilen das Boot in vier Räume auf. Selbst wenn zwei nicht nebeneinander gelegene Räume leck sind, bleibt die Schwimmfähigkeit erhalten.

Auf dem Lande wird das Boot auf einem Spezialhänger durch LKW transportiert

Sikorsky HHS-2

Die Einsatzerprobung des für militärische Zwecke entwickelten Amphibienhubschraubers „Sikorsky HSS-2" ist in den USA abgeschlossen worden. Der Rumpf des Hubschraubers ist als wasserdichter Bootsrumpf gebaut, an dessen Seiten Stützschwimmer angebracht sind. Für den Einsatz an Land hat der HSS-2 ein Dreiradfahrwerk. Zwei Turbomotore treiben den fünfblättrigen Rotor an. Die wichtigsten technischen Daten sind:

Gesamtlänge: 22,1 m; Rumpflänge: 16,7 m; Gesamthöhe: 5,1 m; Rotordurchmesser: 18,9 m; Rotorkreisfläche: 280,4 m²; Masse (leer): 4920 kg; Höchstgeschwindigkeit: 241 km/h.





Die Ur-Urenkel der „Katjuscha"

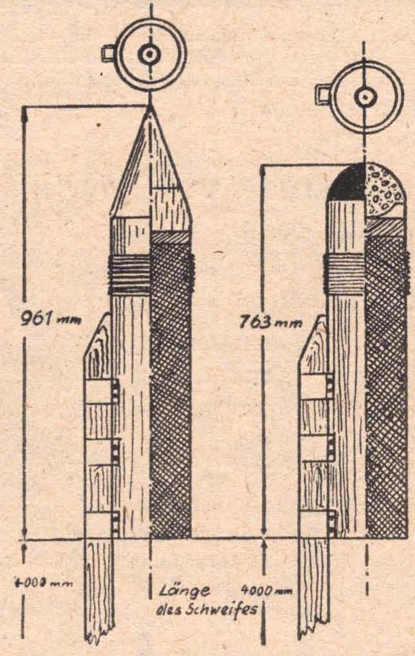
Wir dürfen uns natürlich nicht vorstellen, daß die Spreng- und Brandraketen des Russich-Türkischen Krieges von 1828—1829 wie die heutigen Geschosse der „Katjuscha" heulend und pfeifend von besonderen Abschußrampen zum Gegner gesandt wurden. Mit sehr einfachen Geräten wurden die Raketen gerichtet und abgefeuert. Die Lafette glich eher einem Fotostativ, dessen Kopf mit einer Winkelskala versehen und drehbar war. Darauf wurde die Spreng- oder Brandrakete mit ihrem Holzschaft befestigt und nach dem Richten abgebrannt. Doch nicht das allein ist das Interessante an der Sache. Vielmehr die Tatsache, daß sich russische Militärs und Gelehrte schon vor 300 Jahren mit der Raketentechnik befaßten und Pionierarbeit auf dem Gebiet der Kampfraketen leisteten.

Zar Peter I. gründete das russische „Raketeninstitut" in Moskau. Die Feuerwerks- und Signalraketen seiner Zeit sind im Prinzip noch heute gebräuchlich.

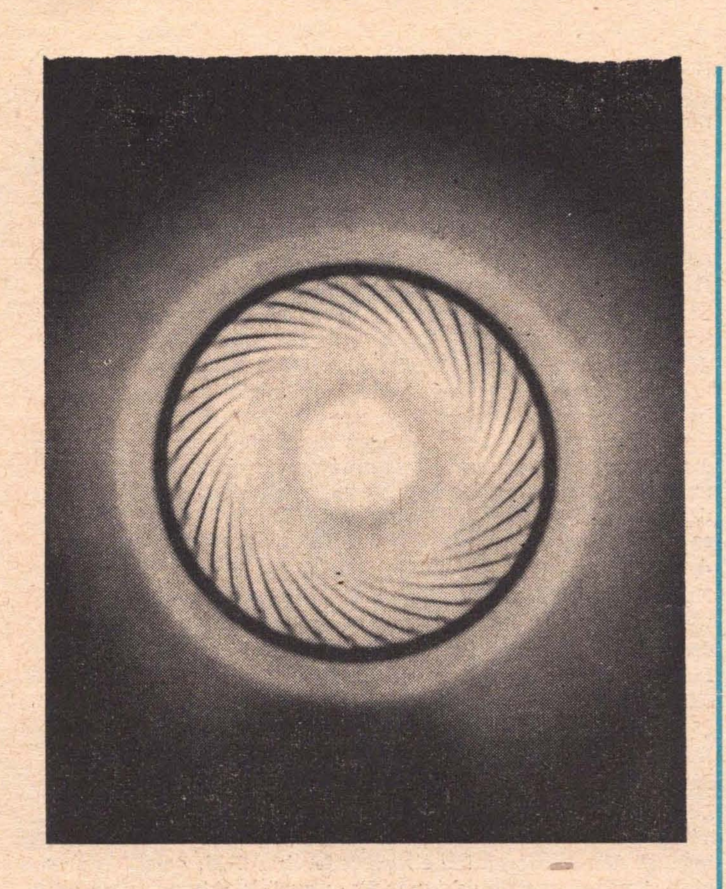
Anfang des 19. Jahrhunderts war es General Alexander Saßjadko, der sich damit beschäftigte, die Signalraketen in wirkungsvolle Kampfraketen zu verwandeln. 15 Jahre lang arbeitete er an der Konstruktion und praktischen Erprobung seiner Raketen. An Stelle der Leuchtbestandteile füllte er die Raketenköpfe mit Sprengstoff oder Brandmitteln. Als 1828 der Krieg mit den Türken ausbrach, stellte Rußland bereits Sprengraketen von 36 bis 60 Pfund her. Die Produktion dieser Waffe erfolgte in der Nähe des Kriegsschauplatzes, um die Raketen rasch zum Einsatz zu bringen. Nach Angaben des Chronisten sollen fast 10 000 Stück Spreng- und Brandraketen produziert worden sein. In diese Zeit fällt auch die Aufstellung der ersten speziellen Raketenkompanien der russischen Armee.

Doch nicht nur hier leisteten weitdenkende Männer Pionierarbeit. Unter dem Befehl General Schilders wurden selbst Landungsboote der Flotte mit Saßjadkos Raketen bestückt.

So spannt sich seit 1680 (Gründung des Raketeninstituts) über Saßjadko, Konstantinow, Ziolkowski bis heute der Bogen der Entwicklung von Kampfraketen.



Spreng- und Brandraketen der Konstruktion Saßjadkos. Zeichnung: Archiv



Bist du im Bilde?

Aufgepaßt und richtig hingeschaut! Diesmal ist die Sache etwas schwieriger. Um dieses Bilderrätsel zu lösen, mußt du nicht nur die „AR“ gut kennen, sondern einige technische Gegenstände auch. Es könnte ja sein, daß jenes Bild den geöffneten Kameraverschluß darstellt, den inneren Lauf eines Karabiners oder das Schaufelrad einer Turbine während des Umlaufes zeigt. Ein Spiralnebel ist es jedenfalls nicht. Also, zerbrich dir den Kopf, stürze dich in geistige Unkosten und beantworte uns die Frage:

„Was zeigt dieses Bild?“

Schreibe die Antwort auf eine Postkarte und sende sie bis zum 28. November 1961 (Datum des Poststempels) an die Redaktion

„Armee-Rundschau“
Berlin N 3, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?“

Wie stets, werden durch das Los unter den Einsendern mit richtiger Lösung drei Gewinner ermittelt, die 20,—, 10,— und 5,— DM erhalten.

Auflösung aus „AR“ Nr. 9/1961

Unter den 93 Einsendern, die nicht „Leuchtboje“, „U-Boot-Rettungsgerät“ oder gar „Anlegeboje für kleinere Wasserfahrzeuge“ schrieben, sind natürlich viele Rätselfreunde aus den Reihen der Volksmarine zu finden. Für sie war es ja auch eine „Spielerei“, festzustellen, daß im Bilde ein aufgetauchter Übungstorpedo zu sehen war, der zur Aufnahme auf das Fangschiff vorbereitet wurde.

Alle anderen Einsender, die ebenfalls die richtige Antwort gaben, haben die „AR“ gut gelesen.

Hier die Gewinner:

20,— DM gewann Wolfram Q u a a s aus Strasburg/Meckl.,
10,— DM erhielt Obermatrose H. E i c h h o r n aus Rostock
und 5,— DM gehen an Hubert B a x a l a r y aus Rostock.

Aus der BÜCHERKISTE

„Geschichte des zweiten Weltkrieges“

Deutscher Militärverlag
2 Bände und 1 Kartenband, 31,50 DM

Eine empfindliche Lücke klaffte bisher auf unserem Büchermarkt – es gab keine zusammenhängende militärhistorische Darstellungdes zweiten Weltkrieges. Der militärpolitische Abriß von Deborin *„Der zweite Weltkrieg“* und Monographien über einzelne Operationen und Schlachten konnten kein Ersatz dafür sein.

Das war um so bedauerlicher und gefährlicher, als sich in der Westzone seit Jahren eine ungeheure Flut militaristischer und faschistischer Literatur über den zweiten Weltkrieg breitmachte. Ihr Ziel: Verfälschung der historischen Wahrheit, Reinwaschung der Hitlergenerale, Bemäntelung ihrer Niederlage und Leugnung der kriegsentscheidenden Rolle der Sowjetunion und der Sowjetarmee.

Diese Lücke wurde jetzt geschlossen durch den von einem sowjetischen Autorenkollektiv erarbeiteten militärhistorischen Abriß *„Geschichte des zweiten Weltkrieges“*.

Wissenschaftlich-exakt und allgemeinverständlich zeichnen die sowjetischen Militärhistoriker die Hauptentwicklungslinien nach, die die Geschichte des zweiten Weltkrieges charakterisieren. Ausführlich wird die Vorbereitung und Entfesselung des Krieges behandelt. Dann werden die Kampfhandlungen in der 1. Periode des Krieges bis zum Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion dargelegt.

Auf der Darstellung des Großen Vaterländischen Krieges liegt mit Recht der Schwerpunkt der Darstellung. Die sowjetisch-deutsche Front war für den ganzen weiteren Kriegsverlauf die wichtigste Front. Hier setzte die faschistische Wehrmacht die Masse ihrer Kräfte ein, hier wurden die Entscheidungsschlachten geschlagen; von der Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges trug, wurde der Hitlerfaschismus in seiner Höhle zerschmettert. Eingehend werden die Vorbereitungen der Hitlerfaschisten auf den Überfall und die Verteidigungsmaßnahmen der Sowjetunion geschildert. Gerade hier bieten sich für den deutschen Leser zahlreiche bisher unbekannte Tatsachen.

Es folgt die ausführliche Schilderung und Analyse der Kampfhandlungen, die in eindrucksvoller Weise die Bedeutung der Schlachten von Moskau, Stalingrad und Kursk herausarbeitet. In eingeschobenen Kapiteln werden die Verbindungen zu den Kampfhandlungen an anderen Fronten und auf anderen Kriegsschauplätzen geschaffen, so daß vor den Augen des Lesers ein wahrheitsgetreues Bild des gigantischen, die ganze Erde umspannenden Kampfes gegen die faschistische Bestie entsteht.

Der aufmerksame Leser wird aus diesem Werk klar erkennen, daß die Niederlage der Faschisten kein Zufall, sondern eine Gesetzmäßigkeit war. Unumstößlich ergibt sich die Gewißheit der Überlegenheit des Sozialismus über das imperialistische System. Eingehend wird die Entwicklung der Gesetzmäßigkeiten des Krieges und der Kriegskunst verfolgt, wobei die Autoren eindeutig die Überlegenheit der marxistischen Militärwissenschaft, der sowjetischen Kriegskunst beweisen. Alles in allem ein Buch, das für jeden Leser einen unzweifelhaften Gewinn darstellt. Der Deutsche Militärverlag hat mit seiner Herausgabe einen guten Griff getan. H. J. U.

Im Deutschen Militärverlag erschienen weiterhin:

I. M. Mostowenko: Panzer gestern und heute — *Halbl., 9,80 DM*

K.-H. Schüßler: Der Eisenbahnmarsch — *brosch., 7,20 DM*

Günter Pöschel: Froschmänner — Torpedoreiter — Zwerg-U-Boote — *Halbl., 8,70 DM*

G. Krause / G. Larisch: Von der U-Boot-Falle zum Jagdhubschrauber — *brosch., 6,80 DM*

Ein Soldat wie alle anderen

(Fortsetzung von Seite 634)

anfangs liefen mir die Burschen so nach, daß ich es kaum aushalten konnte. Und weißt du, was ich da gemacht habe? Einmal stand ich in der Komsomolzenversammlung auf und erklärte, daß ich einen Bräutigam bei der Armee habe. Und sagte noch, daß er Serjoscha heißt, daß er der Beste auf der Welt sei und nach dem Dienst zu uns hierher kommt. Glaubst du etwa, die hätten gelacht? Nicht ein bißchen. Und die Demobilisierten lassen jetzt keinen an mich heran: laßt das Mädel in Ruh, ihr wißt ja, daß sie auf ihren Soldaten wartet. Manchmal ist es direkt langweilig, selbst beim Tanz traut sich keiner, mich aufzufordern. Unser Direktor ist prima: sehr lustig, trägt eine Brille. Er ist immer mit uns zusammen. Nikolai Iwanowitsch (so heißt unser Direktor) fragt mich oft: wann kommt denn nun dein Kriegersmann? Ich hab' schon eine Wohnung für euch eingeplant. Bestell ihm einen Gruß.

Das, Serjoshinka, ist eigentlich alles. Sogar meine eigenen Wünsche habe ich ohne Absicht ausgedrückt. Wirst du nun mein Schweigen entschuldigen? Ich küsse dich allerherzlichst. Hast du mir vergeben, ja? Mit innigem Gruß deine Marina."

Krjukow stand da, zupfte an einem Akazienstrauch und lächelte. Er sah Marina auf dem wogenden Feld vor sich, inmitten von breitschultrigen Burschen in Blusen ohne Militärabzeichen, den freundlichen Direktor. Gern wollte er neben ihnen stehen. Er zog schon seine Bluse zurecht und hob den Kopf... Der Sergeant seufzte, legte den Brief sorgfältig zusammen, steckte ihn in seine Brusttasche neben den Komsomolzen-Ausweis und ging mit festen Schritten auf den Panzer zu. Zwei Schritte vor ihm hielt er inne, zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und warf es weit ins Gebüsch hinein.

Der ‚Kampf' begann am frühen Morgen. Zuerst ertönte die Artillerie und machte die ohnehin heiße Luft mit ihren Schüssen noch heißer. Dann eilten Düsenflugzeuge dem Himmel entgegen, und über dem Raum des ‚Gegners' leuchtete eine weiße blendende Flamme. Ein grauer Pilz der ‚Atomexplosion' schwebte schaukelnd im Wind. In die geschlagene Bresche stürmten die Panzerkolonnen und die Schützenpanzerwagen.

Nachdem sie den Widerstand des ‚Gegners' gebrochen hatten, machten sich die Panzer an die Verfolgung. Der Zug des Leutnants Lomakin bewegte sich an der Spitze des Vortrupps.

Irgendwo weit hinten war das Regiment, aber etwa einen halben Kilometer weiter vorn zog sich schräg seitwärts ein gelber Streifen — das war Krjukows Panzer. Unter Verlangsamung des Tempos fuhr er ins Dorf und bewegte sich durch die gekrümmten Straßen. Leute überholten die Maschine und liefen irgendwohin. Der Panzer kam unverhofft auf einen kleinen Platz, der Sergeant bedeckte unwillkürlich seine Augen. Ein dreistöckiges Haus brannte wie eine gewaltige Fackel. Die vom trockenen Wind angefachte Flamme reichte aus den Fenstern des unteren Stockwerks bis zum Dach. Das Feuer strömte eine so unerträgliche Glut aus, daß die herbeistürzenden Menschen Angst hatten, sich dem Haus zu nähern.

Krjukow sah die erschrockenen Blicke der fassungslosen Bewohner und war sich im Augenblick darüber klar, daß er an diesem menschlichen Leid nicht vorüberfahren könne. Durch Funkspruch unterrichtete er den Zugführer über das Geschehnis. „Entscheide selbst!" antwortete Lomakin.

„Panzer, halt!"

Heftig schaukelnd hielt der Panzer an. Mit einem Ruck zog der Sergeant sich aus der Luke und eilte zur Menge.

Der Richtschütze Lusin und der Ladeschütze Ageew liefen hinterdrein. Sobald sie sich nach vorn durchgearbeitet hatten, bot sich den Panzerleuten ein schreckliches Bild. Zwei Männer hielten mit Gewalt eine junge Frau zurück. Als wäre sie ein an den Flügeln gefesselter Vogel, suchte sie sich zu entwinden. Die entstellte Stimme packte ans Herz.

„Luise! ... Luise! ..."

Krjukow verstand kaum die deutsche Sprache, doch gelang es

WALTER RADETZ

DER STÄRKERE

Ein Buch über Werner Seelenbinder

In dieser biographischen Erzählung beschreibt Walter Radetz den bedeutenden internationalen Sportler Werner Seelenbinder. Spannend und überzeugend berichtet er von großen Ereignissen im Arbeitersport, vom illegalen Kampf Seelenbinders und wie er durch seine sportlichen Höchstleistungen der Sache des Friedens und des Fortschritts diente.

Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt hat der Autor das nur spärlich vorhandene Material über Seelenbinders Leben zusammengetragen. Er hat Episoden und Geschehnisse aufgespürt und literarisch bearbeitet. So liegt jetzt ein Roman vor, der in jedem Detail auf Tatsachen beruht, der unsere Jugend mit Begeisterung für den Sport und seine edlen Ziele erfüllen wird.

416 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag, Preis 7,90 DM

SPORTVERLAG 

BERLIN W 8, NEUSTÄDTISCHE KIRCHSTRASSE 15

Auch im Armeesport

immer wieder Höchstleistungen mit



TURN- UND SPORTGERÄTEN

VEB SPORTGERÄTEWERK

KARL-MARX-STADT

ihm, in dem Geheul der Menge ein bekanntes Wort aufzufangen: „Kind".

„Wo ist das Kind?"

Ein Deutscher zeigte mit der Hand auf das äußerste Fenster des obersten Stockwerks.

„Wolodja", wandte der Sergeant sich dem Richtschützen zu, „setz' dich in den Panzer und fahre ihn bis an den Dorfrand. Sobald der Zug kommt, gibst du dem Leutnant Bericht von der Situation. Und ich versuche, das Kind zu retten."

„Serjoscha, ich bleibe bei dir." — „Genosse Gefreiter, die Anordnung ist auszuführen!" „Zu Befehl!"

Krjukow überblickte sofort die Lage. Durch den Eingang ins Haus zu kommen, war aussichtslos, das war der sichere Tod, und außerdem findet man im Rauch nicht die richtige Tür.

„Ach, wäre nur eine Leiter da!"

Plötzlich blieb seinBlick an der Regenrinne haften. Sie war etwa einen halben Meter vom Fenster entfernt. Wie oft hatte er davon gehört, daß waghalsige Menschen andere unter Benutzung einer Regenrinne aus dem Fenster retteten. Jetzt war die Reihe an ihm. Es lief ihm kalt über den Rücken, sein Körper wurde schwerelos, als wäre er fremd. Ohne weiter zu denken kletterte er auf das verrostete Metallfundament. Glühende Hitze hüllte ihn ein, sie drang durch seine Kombination und die Bluse. Der Sergeant merkte nicht, wie die Menge in Schweigen erstarrte, wie sein Panzer über das Kopfpflaster rollte. Schnell hob er die Hände und schob sich mit den Fußspitzen an der rauhen Mauer empor. Immer schwerer wurde es in der Höhe. Schweiß ergoß sich über seine Augen, die feuchten Hände glitten ab. Manchmal erreichten die Flammenzungen den Sergeanten, dann schrie die Menge unten erschrocken auf. Endlich hatte er sich zum Fenster emporgearbeitet. Mit der linken Hand umklammerte der Sergeant das Rohr und preßte sich mit dem ganzen Körper fest, die rechte Hand streckte er aus und ergriff das schräge Fensterbrett. Nachdem er auch die andere Hand ans Fensterbrett gebracht hatte streckte er sich langsam, die Faust voran. Er löste gleich die Finger, spürte, wie die Glassplitter in seine Hand drangen und griff sofort nach dem unteren Rand des Rahmens.

Das war der letzte Ruck —, seine Kräfte verließen ihn. Er empfand mit seinem ganzen Wesen, wie die scharfe Kante des Rahmens langsam aus seinen Fingern glitt als rinne das Leben fort.

Krjukow warf den Kopf zurück. Über ihm der Himmel, unergründlich und blau. Er bleibt immer so schön und ruhig. In seinem Blau war etwas sehr Nahes. Was war es nur, was der Sergeant so qualvoll ersehnte, an was er sich aber nicht erinnern konnte?

Mit einem furchtbaren Ruck des Willens und der Muskeln zog Krjukow den schweren Körper ins Fenster hinein. Unten verhallte ein Seufzer der Erleichterung.

Das Zimmer war voller Rauch. Der Sergeant streckte die zitternden Hände vor sich aus und schritt in dem beißenden Dunkel vorwärts. Den Rauch durchbrach das Licht einer Flamme — die Tür brannte.

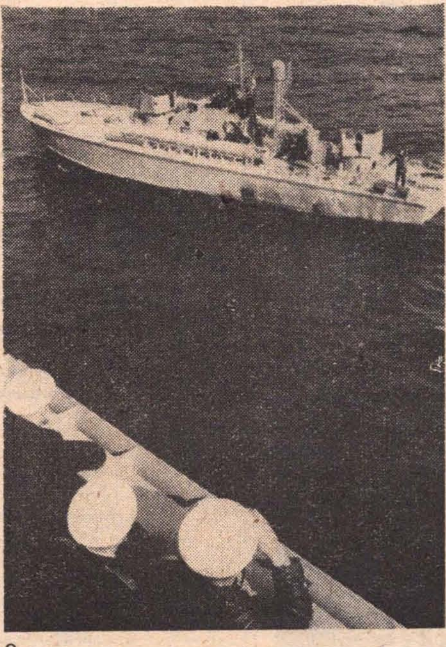
Krjukow stieß an einen Stuhl, warf ihn mit dem Fuß um und hörte plötzlich irgendwo im Winkel schwaches Schluchzen. Mit tränenden Augen erblickte er das kleine Menschenbündel, beugte sich herab, nahm es hoch. Das Kind vergrub sein Gesicht in der ölgetränkten Kombination, goldene Locken fielen über die breite, schweratmende Brust des Panzersoldaten, kleine, schwache Ärmchen schlossen sich um seinen Hals. Er schritt zur Tür, stieß sie mit dem Fuß auf. Wie eine hundertköpfige Schlange züngelten die Flammen. Krjukow wich zurück und preßte das Kind stärker an sich. Einen anderen Weg jedoch gab es nicht — mit dem Kind konnte er das Rohr nicht erreichen. Wieder wurde ihm unheimlich zumute. Verzweiflung und Kraftlosigkeit brachten seine Muskeln zum Erlahmen.

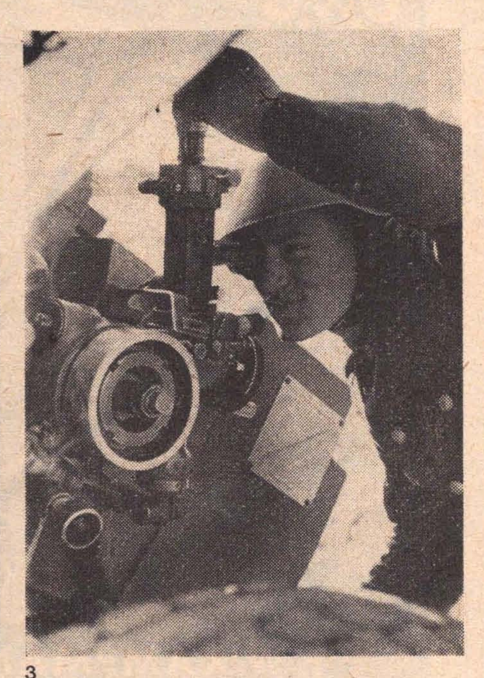
Und plötzlich sah Krjukow im Geiste einen Soldaten — einen sowjetischen Soldaten, wie er ihn einmal im Park in Treptow gesehen hatte. In der einen Hand ein massives Schwert, in der

(Fortsetzung auf Seite 658)

DAS foto FÜR SIE


1


2


3

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" bestellen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummern der gewünschten Bilder an und kleben die ausgeschnittene Kontrollmarke auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie für jedes Bild 2,— DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin N 4, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Die Fotos werden kostenlos zugestellt. — Alle Leser, die jeden Monat „Das Foto für Sie" bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke der Versandtaschen 3 Bilder kostenlos.

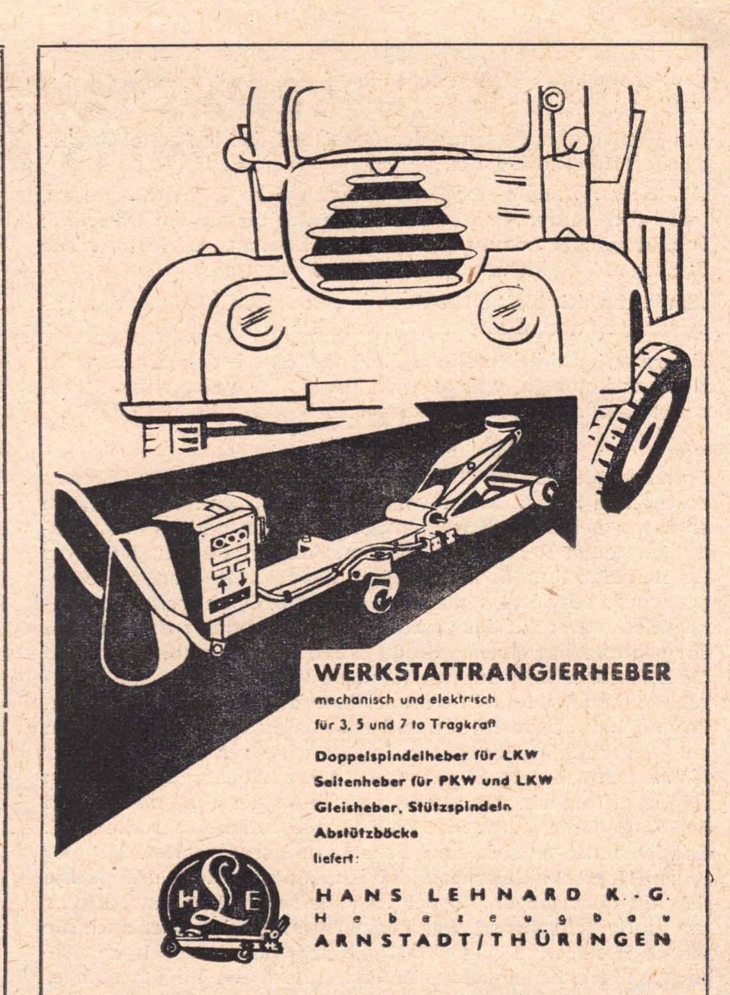
Das Foto für Sie 11/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3



VEB
AUTOREPARATUR-
KOMBINAT
MAGDEBURG-WEST

Magdeburg, Große Diesdorfer Straße 64

Werk I	Große Diesdorfer Straße 64 Dumper-Muldenkipper Reparatur-Schnelldienst und Baugruppenaustausch
Werk II	Landsbergstraße 70 Wartburg- und F 9-PKW Wagenpflegedienst — Auswuchten sämtlicher Fahrzeugräder bis 17" — Autoelektrik — IKA-Vertragswerkstatt
Werk III	Helmstedter Straße 32 Dumper-Aggregate, Federschmiede
Werk IV	Rottersdorfer Straße 1b Barkas-Fahrzeuge
Kühlerbau	Halberstädter Straße 37
Akku-Abt.	Schleinufer 24c Reparatur, Wartung, Verkauf
Außenstelle	Wolmirstedt AWO, EMW, MZ, Moped, Kleinroller, Motorroller
Lehrbetrieb	Landsbergstraße 44 Hilfsbereitschaftsdienst







Rudolf Riedel

Werkzeug SPRENGSTOFF

Ein Donner erschüttert die Luft, Rauch und Staub wirbeln hoch, Gesteinssplitter fliegen umher — langsam verzieht der Qualm, der feine Staub setzt sich. Aus der Deckung kommen die Pioniere, um sich vom Erfolg der Sprengung zu überzeugen. In der Mauer klafft ein Durchbruch. Der Sprengstoff hat im Nu die Arbeit mehrerer Menschen geleistet, er erwies sich wieder einmal als ein gutes Werkzeug ...

Doch bevor es zu dieser Arbeit bzw. Sprengung kam, mußten einige Vorbereitungen getroffen werden.

Die Pioniere hatten die Ladung sowie die Mauer zur Sprengung vorzubereiten, die Ladung am Sprengobjekt anzubringen und mit der Zündung zu versehen. Um die Wirkung zu erhöhen, schufen sie eine Verdämmung.

Sehen wir uns einmal eine Ladung an. Es handelt sich dabei um eine bestimmte Sprengstoffmenge. Um diese zu bestimmen, sind eine Reihe Formelwerte erforderlich, die je nach Art des Materials sowie seiner Qualität (Holz, Metall, Stein und Erdreich) unterschiedlich sind.

Die Form einer Sprengladung kann verschieden sein. Ausschlaggebend dafür sind die Konstruktion und die Besonderheiten der zu sprengenden Objekte. Die Form einer Sprengladung wird auch weitestgehend von den Bedingungen bestimmt, unter denen die Sprengung ausgeführt werden soll.

Wir unterscheiden geballte, gestreckte, Figuren- und Hohlladungen* (siehe Abb. 1, 2, 3).

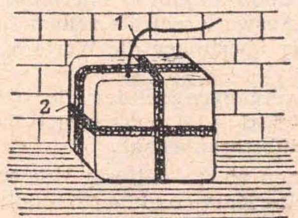


Abb. 1: Geballte Ladung

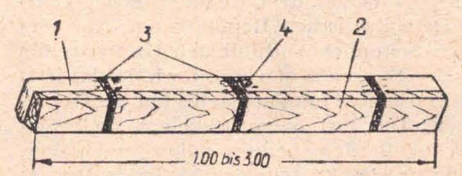


Abb. 2: Gestreckte Ladung

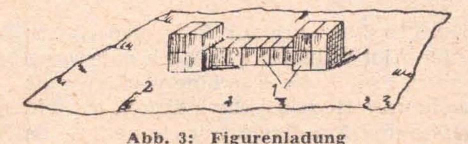


Abb. 3: Figurenladung

* Siehe „Armee-Rundschau", Heft 7/61, S. 416 und 417.

Die bei der Umsetzung des in den genannten Ladungsformen untergebrachten Sprengstoffes entstehenden Sprenggase sind bestrebt, sich nach allen Seiten gleichmäßig auszudehnen. Dort, wo sie einen Widerstand überwinden müssen, sind sie gezwungen, Arbeit zu leisten. Wo ihnen kein Widerstand entgegengesetzt wird, geht ihre Kraft verloren. Der Widerstand, den wir den Sprenggasen entgegensetzen, ist einmal das Sprengobjekt selbst und ein Element, welches verhindert, daß ein gewisser Prozentsatz der Sprenggase, ohne Arbeit zu leisten, entweichen kann. Dieses Element nennen wir die Verdämmung. Daraus ergibt sich, daß die verschiedenen Ladungsarten in ihrer Wirkung sehr unterschiedlich sein können. Wir unterscheiden also auch zwischen offenen oder frei angebrachten Ladungen und verdämmten Ladungen (Abb. 4). Inwieweit eine Ladung verdämmt werden kann, hängt von den Bedingungen ab, unter denen sie angebracht wird. Fest steht, daß eine verdämmte Ladung die gleiche Arbeit leistet wie eine offene (frei angebrachte), deren Ladungsmenge bis zu 4mal größer ist als die einer verdämmten Ladung.

Wollen wir also in einer Mauer aus festem Mauerwerk einen Durchbruch schaffen, so wählen wir, entsprechend den gegebenen Bedingungen, die verdämmte Ladung. Und so wird sie vorbereitet:

Nach der Formel für Mauerwerksprengung legen wir als Beispiel folgende Werte zugrunde:

$L = W^3 \cdot c \cdot d$

L = Ladung

W = Wirkungswert der Ladung = Stärke der Mauer = 0,4 m

c = Festigkeitswert des Sprengobjektes = Klinkerwand, zementgemauert = 5

d = Verdämmungswert = Verdämmungsstärke geringer als W = 3,5

$L = 0{,}4 \cdot 0{,}4 \cdot 0{,}4 \cdot 5 \cdot 3{,}5$

L = 1,12 kp

Da wir Sprengkörper (Brisanzmittel) mit einem Gewicht von 400 g verwenden, ergibt das aufgerundet 1,2 kp Sprengstoff.

Als nächste Arbeit gilt es, die Sprengstoffmenge in Form einer geballten Ladung mit gleichzeitiger Verdämmung herzustellen.

Dazu wählen wir eine leere Munitionskiste aus genügend festem Holz. In ihr bringen wir die Ladung so unter, daß die Kistenwand an der die Ladung liegt, zur Mauer weist. In entgegengesetzter Richtung setzen wir einen Widerstand entgegen. Das erreichen wir, indem wir ein gutes Verdämmungsmaterial verwenden, z. B. Ton, fetten Lehm oder Sand.

Zur Umsetzung der in der Ladung untergebrachten Brisanzmittel brauchen wir einen Anfangsimpuls. Wir müssen ja die Ladung zünden. Dazu können wir aber keine Zünder wie z. B. bei Granaten nehmen, sondern die Leitfeuerzündung. Das ist das Initialmittel (die Sprengkapsel) und ein Stück Zündschnur (Schwarzpulver). Der in der Sprengkapsel in gepreßter Form befindliche Initialsprengstoff entwickelt bei seiner Entzündung einen sehr hohen dynamischen Druck, der die Brisanzmittel zur Detonation bringt. Deshalb darf man auch nicht mit einem Zündholz die Sprengkapsel entzünden. Diese Aufgabe übernimmt die Zündschnur, die eine Schwarzpulverseele besitzt. Sie brennt nach der Zündung in einer Sekunde etwa 1 cm.

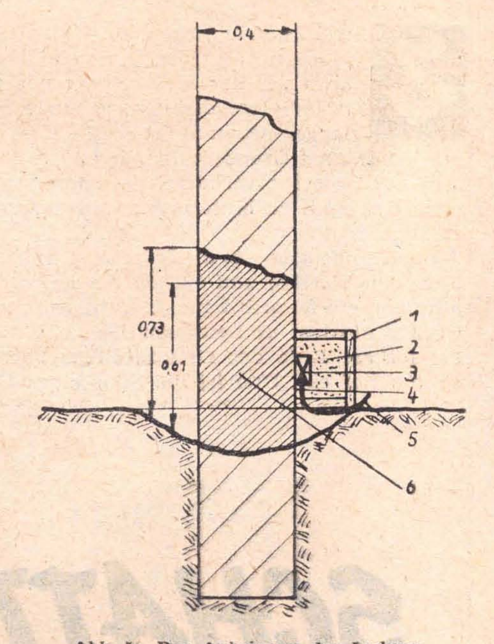


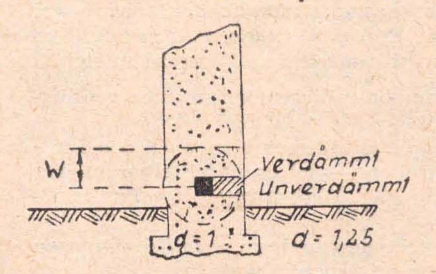
Abb. 5: Das Anbringen der Ladung
1 — Kiste 0,4 × 0,35 × 0,18; Holzstärke 30 mm; 2 — Verdämmungs-Sand; 3 — Ladung; 4 — dünne Pappe; 5 — Zündung (Zündschnur); 6 — Nach der Sprengung mit einer 1,2 kg starken Trotylladung geschaffener Durchbruch

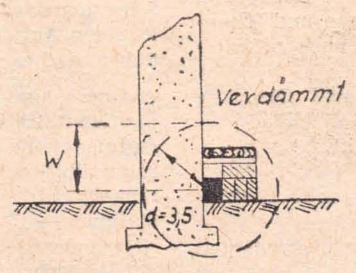
Die Leitfeuerzündung bringen wir in der Ladung so an, daß sich die Sprengkapsel in einem der Sprengkörper (Brisanzmittel) befindet.

Die Zündschnur muß dabei eine Mindestlänge von 60 cm haben.

Damit sind alle Arbeiten zum Anfertigen einer Ladung abgeschlossen — die Sprengung kann beginnen.

Die Ladung wird am Sprengobjekt (Mauer) angebracht (Abb. 5). Wir erkennen den Widerstand, welcher der Ladung einmal als Mauer und zum anderen als Verdämmung entgegengesetzt wird. Wir zünden! Ein Schwefelkopf vom Zündholz liefert uns die nötige Hitze, um die Schwarzpulverseele der Zündschnur in Brand zu setzen. Nun heißt es in Deckung gehen. Jetzt arbeitet das Sprengmittel für uns. 60 cm Zündschnur brennen in einer Minute ab. Dann erfolgt die Detonation.





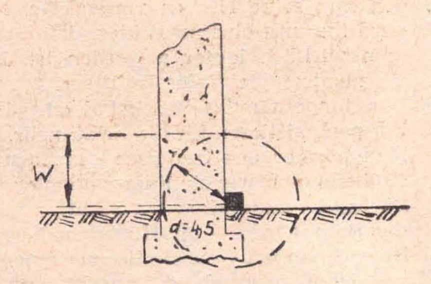


Abb. 4: Ladungsarten



wei Männer gehen durch den Grenzwald. Weiches Moos schluckt das Geräusch ihrer Schritte. Als sie kurz vor der Staatsgrenze aus dem Wald heraustreten, legt die untergehende Sonne jedem einen langen Schatten vor die Füße — quer über den sorgsam gepflügten Grenzstreifen. Irgendwo knackt ein trockener Ast. Die Schatten verharren — dann wandern sie langsam, ohne eine Spur zu hinterlassen, auf der umgebrochenen Erde entlang.

Ab und zu beugen sich die Männer — es sind Grenzsoldaten — über den Streifen und suchen ihn aufmerksam nach Spuren ab; denn ein Mensch kann ja nicht wie ein Schatten über die Grenze huschen und sich spurlos im Wald verflüchtigen. In die lockere Erde des Grenzstreifens aber prägen sich Fußspuren tief ein. Und ist die Spur eines Grenzverletzers erst einmal gefunden, dann dauert es auch meist nicht mehr lange, bis die Grenzsoldaten den ungebetenen Eindringling gefaßt haben.

SCHATTEN an der Staatsgrenze

Nach Tatsachen gestaltet von Gerhard Berchert

Läßt sich der Streifen nicht überspringen? Nein, dazu ist er zu breit. Da müßte einer schon fliegen können!

Kann denn der Mensch nicht fliegen?

Beharrlich brummen zwei zudringliche Wespen vor der Nase des Gefreiten Bremer herum. Der Duft einer Honigsemmel hat sie angelockt. Zum zwanzigsten oder dreißigsten Male versucht Genosse Bremer die Plagegeister durch vorsichtige Handbewegungen aus seiner Nähe zu verscheuchen.

Ich darf mich doch nicht auffällig bewegen, denkt er — und ich darf meinen Beobachtungsabschnitt nicht aus den Augen verlieren! Er hat schließlich den Auftrag, als getarnter Posten den ihm zugewiesenen Grenzabschnitt zu überwachen. Und getarnt, das heißt, nicht gesehen werden.

Die Wespen kümmert das nicht. Eine setzt gerade zur Landung auf seiner Unterlippe an, die andere summt ihm am Ohr herum. Zum Verrücktwerden, dieses Gesumme, denkt er. Es hindert ihn, sich zu konzentrieren und scheint immer lauter zu werden — ja, es ist so, als ob schon der ganze Schädel mitbrummt. Genosse Bremer schüttelt unwillig den Kopf, um diesen Spuk, den ihm seine Nerven vorgaukeln, loszuwerden. Doch dann wird ihm mit einemmal klar, daß dieses Summen und Brummen wirklich lauter geworden ist. Es klingt auch plötzlich ganz anders, viel tiefer, kräftiger.

Der junge Grenzsoldat ist jetzt ganz Auge und Ohr. Die Wespen existieren für ihn nicht mehr.

Nun hört er das Geräusch ganz deutlich. Es klingt wie ein Kolbenmotor, wie ein Flugzeugmotor.

Da huscht auch schon ein Schatten über die gegenüberliegenden Baumwipfel — ein Hubschrauber.

Blitzschnell hat Genosse Bremer einen metallenen Gegenstand aus der Tasche geholt. Er sieht beinahe aus wie eine kleine Konservendose, doch als ihn Bremer auseinanderklappt, entpuppt er sich als ein Telefonhörer. Der Gefreite schließt ihn mit einer kurzen Handbewegung an einen in seiner unmittelbaren Nähe befindlichen Steckkontakt des Grenzmeldenetzes an. Sofort meldet sich der Diensthabende seiner Kompanie.

„Luft . . .", sagt Genosse Bremer — und das bedeutet, daß jetzt jedes andere Gespräch in diesem Abschnitt des Netzes zu unterbleiben hat — „Luft — Posten ‚Alte Eiche' — Hubschrauber — Kennzeichen Bundeswehr — aus SSW in Richtung NNO — unmittelbar an der Staatsgrenze — Ende!"

Der Hubschrauber ist inzwischen seinen Blicken entschwunden. Auch das Motorengeräusch entfernt sich immer mehr.

Daß westdeutsche und amerikanische Flugzeuge häufig an unserer Staatsgrenze entlangspionieren, ist den Genossen nichts Neues. Doch sie sind ständig auf der Hut, um es den Feinden unseres Staates unmöglich zu machen, unbemerkt in den Luftraum der Deutschen Demokratischen Republik einzudringen, Hetzschriften abzuwerfen, Agenten abzusetzen oder andere verbrecherische Handlungen zu begehen. Und so wird das metallene Insekt auf seinem weiteren Fluge von vielen Augenpaaren verfolgt. Die Grenzposten bestimmen mit Hilfe der „Rose", einem einfachen Hilfsmittel, seine jeweilige Flugrichtung, und in der Grenzkompanie werden die genauen Koordinaten sowie die Flughöhe festgestellt und an die übergeordnete Dienststelle weitergegeben.

Unmittelbar darauf schrillen im Unterkunftsgebäude eines in der Nähe stationierten Funkmeßpostens der Nationalen Volksarmee die Alarmglocken.

In Sekundenschnelle ergreifen die Soldaten ihre Waffen; jeder begibt sich auf schnellstem Wege an seinen Platz. Der Aggregatewart wirft den Motor an. Die in den Himmel ragende Antenne der Funkmeßstation beginnt sich zu drehen. Sie fängt mit ihren rasch aufeinanderfolgenden Funkimpulsen das Ziel ein und läßt es nicht wieder los.

In der abgedunkelten Station sitzt der Funkorter vor dem Sichtgerät. Die von der Grenzkompanie gemeldeten Koordinaten erleichtern es ihm, den kleinen leuchtenden, über den Bildschirm wandernden Punkt zu finden.

„Ziel aufgefaßt", meldet er. Und nun gibt er unermüdlich die Koordinaten durch. In der Auswertezentrale reihen sich die Zahlenkolonnen, Planzeichner übertragen die Werte auf eine Karte.

Wenige Minuten sind erst vergangen, seitdem der Gefreite Bremer den wie eine große Heuschrecke in geringer Höhe über die Baumwipfel hüpfenden Hubschrauber sah.

Jetzt dreht dieser nach Westen ab. Er entfernt sich von der Grenze. Doch dann fliegt er eine Kurve und taucht unmittelbar darauf wieder an unserer Staatsgrenze auf.

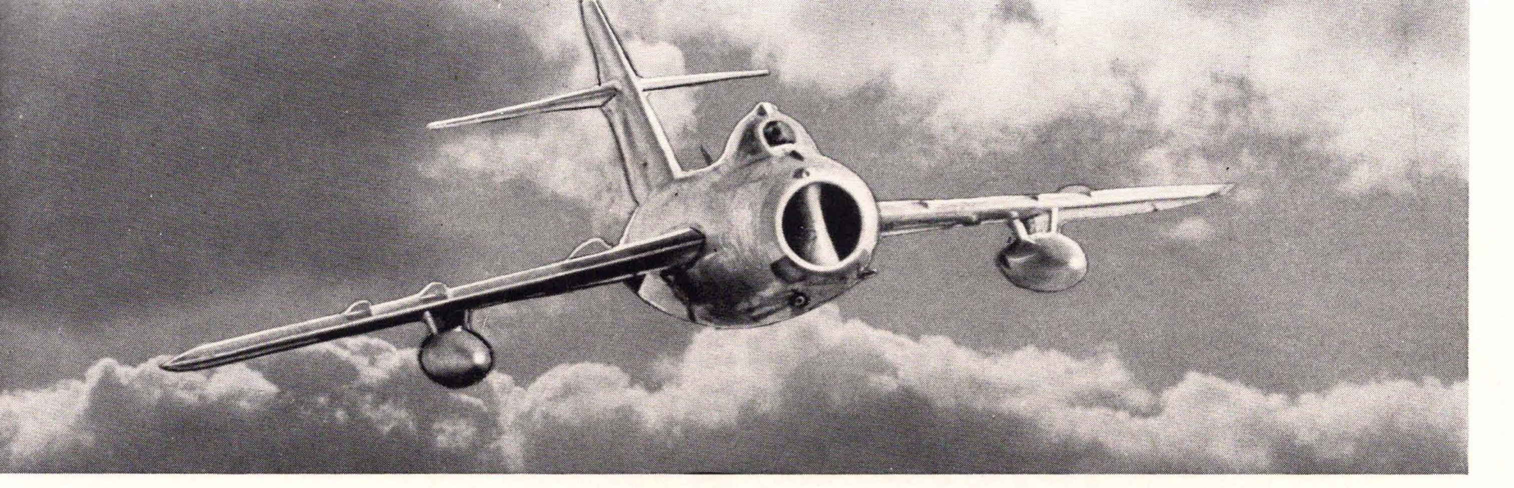
Schnurgerade nach Osten fliegend, dringt er nun in den Luftraum der Deutschen Demokratischen Republik ein. Nur sein Schatten berührt einen Sekundenbruchteil den Grenzstreifen — ein Schatten, der keine Spuren hinterläßt. Doch das ist jetzt ohne jede Bedeutung. Erst einige hundert Meter hat der Grenzverletzer über unserem Territorium zurückgelegt, da ertönt aus der Ferne ein helles Pfeifen, kommt näher und näher. Zwei zunächst winzige, in der Luft dahinschießende Punkte werden größer und größer — Jagdflugzeuge der Nationalen Volksarmee.

Es scheint, daß der Hubschrauber sich zur Erde niederlassen will. Doch nun mag sein Pilot wohl die sich rasch nähernden Flugzeuge entdeckt haben. Er läßt die Maschine wieder in die Höhe steigen und strebt mit Höchstgeschwindigkeit zurück, der Grenze zu. Mit Mühe und Not erreicht er sie noch — da sind die Hüter unseres Luftraumes auch schon heran. Wie von Furien gehetzt brummt der Hubschrauber mit unverminderter Geschwindigkeit nach Westen. Der Pilot ist froh, mit dem Schrecken davongekommen zu sein; und unabhängig davon, wer ihm den Auftrag für seine Provokation gab, mag er begriffen haben, daß es sehr gefährlich ist, mit dem Feuer zu spielen.

Aufmerksame Augenpaare kontrollieren den sorgsam gepflügten Grenzstreifen.

Aufmerksame Augenpaare kontrollieren aber auch den Luftraum über dem Grenzstreifen — sei es unmittelbar an der Staatsgrenze oder auch an den Bildschirmen der Funkmeßstationen.

Niemand wird künftig ungehindert und ungestraft die Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik verletzen.



Jagdflugzeuge und andere moderne Mittel der Luftverteidigung bieten die Gewähr, daß der Himmel über den Ländern des Sozialismus sauber bleibt.





An der „Rose“, einem ganz einfachen Hilfsmittel, bestimmt der Grenzposten die Flugrichtung der Flugzeuge, die im Grenzgebiet operieren (Bild links). — Planzeichner tragen in der Funkmeßstation die ermittelten Werte in die Karte ein und vervollständigen sie laufend (Bild rechts).

Das untere Bild zeigt die Antenne einer Funkmeßstation. Diese sendet und empfängt die Impulse, mit denen das Ziel zuverlässig geortet wird.



Was Soldaten schrieben

Einige Bemerkungen zum 2. Literaturwettbewerb des Deutschen Militärverlages

Der 2. Literaturwettbewerb, den der Deutsche Militärverlag in diesem Jahr ausgeschrieben hatte, ist abgeschlossen; die Jury steht kurz vor dem Abschluß ihrer Arbeit.[1] Man kann schon jetzt eine allgemeine Einschätzung abgeben, wenn sie auch natürlich etwas korrigiert werden wird. Wir haben unter den Einsendungen manch interessantes Manuskript gefunden, das Talent verrät. Einige Soldaten legten mehrere Arbeiten vor; man sieht, daß sie Freude am Schreiben haben und auch Übung darin. Sicher werden sie auch weiterhin schreiben.

Überraschend hoch ist die Zahl der Gedichte — über die Hälfte der Einsendungen. Darunter sind einige konkret-anschauliche Gedichte mit gesellschaftlich wertvoller Aussage; sie sprechen vom Alltagsleben der Soldaten, vom Friedenskampf, über die Aufgabe unserer NVA; es gibt einige gute Massenlieder darunter, und auch der Humor kommt nicht zu kurz. Sie stammen vor allem von den Genossen Warnatzsch und Gert; aber auch die Genossen Suppke, Bruns, Newiger, Girl und Knobbe können sich mit Gedichten sehen lassen, die gute Ansätze zu wirksamer Gestaltung zeigen. Ein großer Teil dieser Einsendungen ist jedoch fast völlig unbrauchbar, weil ihre Verfasser dem leider noch weit verbreiteten Irrtum verfielen, reimen zu müssen, damit ihre Worte eine starke Wirkung haben. Sie wußten offenbar nicht, daß ein Gedicht vor allem erst entsteht, wenn ein starkes Gefühl und ein wertvoller Gedanke in einem treffenden Bild so ausgedrückt werden, daß es beim Leser dasselbe Gefühl erweckt, das der Verfasser hatte. Der Reim macht allein noch kein Gedicht; es muß zunächst Rhythmus und Melodie haben. Über den Frieden schwätzen, überzeugt niemanden; der Leser will gepackt und nicht mehr losgelassen werden, will lachen oder weinen und unmerklich zum Nachdenken veranlaßt werden. Auch ein politisches Tagesgedicht muß mit solchen Mitteln arbeiten; es soll ja Begeisterung oder Haß erwecken. Das wird nicht erreicht, wenn man Leitartikel reimt! Ein gut geschriebener Leitartikel wirkt viel besser — da er aber schwer zu schreiben ist, weil man jedes Wort zehnmal umwenden muß und erst das elfte genau das sagt, was man meint, glauben manche, der Leser merke ihr ungereimtes Zeug nicht, wenn sich's reimt! Auch sollten wir nie vergessen, daß unsere Gedichte und Lieder den Menschen helfen sollen. Machen wir also nicht „schöne" Worte um Dinge, die heute jeder kennt. Wenn ein lustiger Knittelvers hilft, Ordnung in der Unterkunft zu halten, dann ist er gut. Wenn die Genossen nicht mit Blasen an den Füßen weitermarschieren, wenn sie dein Lied singen, dann taugt es auch nichts.

Schon anders ist es mit den vorgelegten Szenen, Blackouts und Sketchen[2] für Agitprop- und Kabarettgruppen. Davon können 11 anerkannt werden, die sicher im kleinen Kreis ihre Wirkung haben werden. Die Genossen Zöller, Manfred und Heinz Walther und Fischer haben sich mit einigem Erfolg in diesen Genres versucht. Dabei fällt aber auf, daß öfter solche Verhältnisse in Westdeutschland kritisch dargestellt werden, die die Verfasser nicht konkret kennen. Sachkenntnis und geistvoller Witz sind aber auch hier unentbehrlich. Statt dessen glauben manche, sie brauchen nur fade und abgedroschene „Witzchen" zu Szenen aufzublasen, und schon sei es getan. Hier ist, wie bei den Gedichten, eine gewisse Unbelesenheit zu spüren. Wer schreiben will, braucht gute Vorbilder, er muß deshalb auch lesen, viel und vor allem richtig lesen. Politische Aussagen, in den Mund von Personen gelegt, die „Sprachröhren" des Verfassers sind, überzeugen nicht.

Am meisten Erfolg haben die Genossen, die etwas zu erzählen hatten und Geschichten schrieben (vergleiche Heft 9/61: „Der zweite Atem"; Heft 10/61: „Der Ölkönig"). Es gingen 89 Skizzen, Erzählungen, Reportagen und Anekdoten ein, von denen 33 anerkannt werden können. Da sind die Anekdoten der Genossen Zeitz, Dietrich und Kern, die das Leben der NVA ganz gut kennzeichnen, wenn man sie nur im Zusammenhang liest; da hat Genosse Geng eine gehaltvolle Liebesgeschichte geschrieben; der Genosse Brandtscheit erzählt spannend von dem harten Kampf der Besatzung eines Küstenwachschiffes, die auf einem südamerikanischen Dampfer in unseren Hoheitsgewässern Agenten stellt, und Genosse Weder schildert mit viel Humor ein „Hundeleben" auf einem Kriegsschiff. Auch die Genossen Bretschneider, Didding, Bruns und Grünwoldt haben wertvolle Geschichten vorgelegt. Mängel sind freilich auch hier zu verzeichnen: manchmal wird zu langatmig geschwätzt, anstatt knapp und munter streng zur Sache zu erzählen, und man muß auch die manchmal schludrige Sprache kritisieren. Viele Genossen scheinen zu glauben, daß sie ihre Muttersprache nicht zu studieren brauchen, da sie ja mit ihr aufgewachsen sind. Das ist ein Irrtum! Die Sprache ist Werkzeug des Schreibenden und muß, wie jedes Werkzeug, stets in gutem Zustand erhalten werden! Die Sprache ist auch unsere Waffe, und muß, wie jede Waffe, stets gereinigt und verbessert werden. Erst dann werden die Genossen über einen reichen Wortschatz verfügen, den Gehalt jedes Wortes richtig abschätzen können und ihre Sätze so fügen können, daß sie genau die beabsichtigte Wirkung haben: den Leser durch spannende Unterhaltung zu erziehen. Die hier angeführten Genossen sind auf dem Wege dazu; wenn sie fleißig arbeiten, werden sie uns einmal größere und vollendetere Werke schenken können. Je mehr unsere Soldaten schreiben, um so besser werden sie dabei mit den gesellschaftlichen Problemen unserer Zeit vertraut, müssen sich innerlich damit auseinandersetzen. Das hat eine enorme erzieherische Bedeutung. Deshalb sind meine Bemerkungen als kritische Ermunterung gedacht, denn ohne Kritik und Selbstkritik geht es nicht vorwärts

J. Schellenberger

---

[1] Bei Redaktionsschluß waren die Preisträger noch nicht ermittelt.
[2] Von diesen erscheinen einige im Dezemberheft.

SHANNA BOLOTOWA, bekannt aus dem Film „Das Haus in dem ich wohne" spielt neben Tamara Makarowa („Die steinerne Blume", „Komsomolsk") eine der weiblichen Hauptrollen in dem zur Zeit in Produktion befindlichen sowjetisch-deutschen Gemeinschaftsfilm „Menschen und Tiere". Regie: Prof. Sergej Gerassimow — Dr. Lutz Köhlert, Buch: Prof. Sergej Gerassimow — Prof. Tamara Makarowa.

Foto: E. Merzedin

Aus der BÜCHERKISTE

P. Ignatow: Partisanen

Deutscher Militärverlag — 11,50 DM

„Partisanen!“ war der Ruf, der faschistische Soldaten in Angst und Schrecken versetzte: Partisanen, das waren die Helden des Sowjetvolkes, die tief im Hinterland der Deutschen die Eroberer nicht zur Ruhe kommen ließen. Sie fesselten Divisionen und hielten sie vom Fronteinsatz ab, sie trugen entscheidend zum Sieg über die Faschisten bei.
Pjotr Ignatow, Batja genannt, war der Kommandeur einer dieser Partisanenabteilungen, die im Kubangebiet den faschistischen deutschen und rumänischen Eindringlingen das Leben zur Hölle machten. Batja schrieb dieses Buch, weil er den Jungen seine Erlebnisse und Erfahrungen vermitteln wollte, er schrieb es aber auch, um seinen beiden Söhnen Jewgeni und Genja ein Denkmal zu setzen. Sie beide fielen im Kampf gegen die Faschisten, beide wurden nach ihrem Tod mit dem Titel „Held der Sowjetunion“ ausgezeichnet, beide nahmen Hunderte Faschisten in den Tod mit. Auch von ihrem Kampf erzählt das Buch, von ihrem Leben und Sterben und von der Tätigkeit der gesamten „Abteilung der Brüder Ignatow“.
Es gab keine spontanen Erhebungen, keine wilden Schießereien, keine ziel- und planlosen Aktionen. Eines hob die Abteilung über die meisten Partisanenverbände hinaus: Sie wurde schon aufgestellt, als die Deutschen Krasnodar, die Heimatstadt der Männer und Frauen, noch nicht besetzt hatten. Und schon bei der Aufstellung wurde genau beachtet, was im Kampf gegen die Aggressoren notwendig werden würde. Schieß- und Nahkampfausbildung wechselten mit Marsch- und Orientierungsübungen. Die deutsche MPi mußte ebenso beherrscht werden wie der Finnendolch, Bergsteigen wurde geübt, das Verwischen von Spuren und das Nachahmen von Tierlauten zur Verständigung. Und als die Deutschen dann eindrangen, gingen die Partisanen ausgerüstet und ausgebildet in die Berge. So waren sie — im Zivilberuf Direktoren von Lehranstalten und Industriebetrieben, Parteiarbeiter, Wissenschaftler, Ingenieure, Wirtschaftler und hochqualifizierte Arbeiter — zu einer Spezialeinheit der Roten Armee geworden mit einer Hauptaufgabe: Minen legen. Und diese Aufgabe wurde erfüllt. Brücken wurden gesprengt und Kraftwerke, Lager flogen in die Luft und Güterzüge, Kraftwagenkolonnen und Panzer. Die Faschisten verdoppelten die Wachen, knobelten komplizierte Sicherheitsvorkehrungen aus — die Partisanen kamen durch. Im Frontalangriff oder durch List, durch taktische Manöver oder mit Hilfe der Bevölkerung des Gebiets — die Minen fanden ihr Ziel. Freilich gab es Opfer, und wenn der Einsatz hoch genug war, gingen die Kämpfer bewußt für ihre sowjetische Heimat in den Tod. So hatten es Jewgeni und Genja Ignatow vorgelebt. In den Bergen entstand eine Schule für Minenleger, Seminare und Vorlesungen wurden gehalten, die besten Partisanen des gesamten Gebiets wurden geschult, neue Minen konstruiert. Überall entstanden kleinere Minenlegerabteilungen. Die Eindringlinge wurden verjagt. Aber auch im besetzten Krasnodar ging der Kampf weiter, der „stille Krieg“; aber er war nicht weniger gefährlich. Vertrauensleute der Partisanen waren in den Betrieben, sogar bei der Gestapo. Mit allen Mitteln wurden die Faschisten geschädigt. Und auch dieser Krieg im Dunkeln kostete Opfer: Ingenieure und Arbeiter wurden gefoltert und hingerichtet, sogar Frauen und Kinder gequält und getötet. Sie starben für die Freiheit ihrer Heimat.
So vermittelt das Buch gerade unseren Genossen ein gutes Bild der Partisanenkämpfer; es zeigt, wie die sowjetischen Helden gekämpft haben, wie sie unüberwindbar waren, weil sie von ihrem gerechten Krieg überzeugt waren. Dieses Buch, so spannend es sich liest, es ist mehr als nur Lektüre, es wird zum Lehrbuch. Und solche Lehrbücher sollte man unbedingt lesen.

Claus



Ein Soldat wie alle anderen

(Fortsetzung von Seite 651)

anderen ein Mädchen. Ebenso kleine Händchen hefteten sich an eine staubige Bluse. In ihnen war — Hilflosigkeit, eine Bitte und grenzenloses Vertrauen zu diesem blondhaarigen Riesen, der es nicht im Stich lassen wird, und der von nun ab die gesamte Sowjetarmee verkörpert.
An nichts anderes dachte Krjukow. Vorsichtig ließ er das Mädchen auf den Boden gleiten, zog die Arme aus der Kombination und zerriß sie bis zum Gürtel in zwei Hälften. Er zog die Bluse aus. Er setzte die schwere, von Schweiß durchtränkte Haube auf das Lockenköpfchen, wickelte das Mädchen in die Bluse und in die abgerissenen Teile der Kombination, dann nahm er es wieder in die Arme.

Den blonden Kopf zurückgeworfen, die teure Last ans Herz gedrückt, so schritt Krjukow dem Feuer entgegen.

In dem Augenblick, da der Sergeant sich über das Fensterkreuz geschwungen hatte, waren klirrend Panzer über den Platz gerollt. Das war Lomakins Zug, der durch Funkspruch den Befehl erhalten hatte, das Feuer zu löschen. Die Dorfbewohner sahen, wie aus der ersten Maschine ein großer Mann in blauer Kombination stieg und sich eilends an die Feuerstelle begab. Ihm nach liefen die Panzerleute mit Falteimern in den Händen und schöpften im Laufen Wasser aus dem kleinen Bassin mit der Fontäne. Bei den Panzern blieb nur ein einziger Soldat mit aufgepflanztem Bajonett zurück.

Die Flammen hatten schon das ganze Haus ergriffen. Mit Krachen platzten die Glasfenster, und aus den dunklen Höhlen stießen schwarze Rauchwolken. Man schüttete Wasser ins Feuer, doch wütete es danach nur noch stärker, als wolle es die erbärmlichen Anstrengungen der Menschen verhöhnen.

Der Leutnant hielt inne. Mit harter Betonung fragte er in deutscher Sprache: „Wo ist der russische Soldat?“

Man wies auf das eingeschlagene Fenster. „Ageew, Wasser!“ Der Soldat gab einen Eimer. Der Offizier schüttete das Wasser über sich und stürzte in den nächsten Eingang.

„Nicht dort, da ist zu!“ schrie jemand hinterdrein, aber diese Worte wurden von durchdringendem Sirenengeheul erstickt. Feuerwehrwagen rasten über die Straße.

Im Lauf schlug Lomakin mit der Schulter gegen die Eichentür. Die schweren Pfosten knirschten nur schwach. Mit dem ganzen Körper ausholend, riß er darauf mit aller Kraft am Griff. Lärmend flog das Schloß auf, und die Tür öffnete sich. Der Leutnant verschwand im Rauch. Ageew riß einem kleinen Jungen den Eimer aus der Hand und zog ihn, dem Beispiel des Zugführers folgend, über den Kopf. Als er Lusin mit Wasser erblickte, schrie er ihm zu: „Mischa, gib her!“ Sobald er den Eimer genommen hatte, stürzte Ageew dem Leutnant nach.

Schwer atmend lief der Leutnant über die brennende Treppe. Hinter ihm polterten schwere Schaftstiefel, doch wer das sein konnte, war kaum zu erkennen. Auf dem Absatz des zweiten Stockwerks hielt der Offizier inne und zuckte zusammen, als habe ihn jemand vor die Brust geschlagen. In dem rötlichrauchenden Halbdunkel sah er, wie ein halbnackter Mensch, langsam von Stufe zu Stufe tastend, direkt auf ihn zuging. Verbrannte Haare, rauchgeschwärztes Gesicht, halbgeschlossene, nichts sehende Augen ohne Brauen. Brust, Schultern und Arme — alles war voller blutig-blaugrauer Verbrennungen. Die Reste seiner Kleider schwelten rauchig. Mit einer Hand preßte er einen Packen an seine Brust, mit der anderen machte er schwache Bewegungen, um die gierigen Flammen von seiner Last abzuwehren.

Lomakin stürzte zu ihm hin, doch Ageew kam ihm zuvor und schüttete den Eimer Wasser über diesen Menschen. Der taumelte, und der Leutnant konnte mit seinen starken Armen nur noch den fallenden Körper auffangen.

Ageew nahm das Kind aus den kraftlosen Armen des Sergeanten und lief herunter. Der Leutnant aber, der das Geschehene noch nicht fassen konnte und nicht spürte, wie die spitzen Feuerzünglein sich in den Körper fraßen, ging langsam hinterher, auf den Armen seinen Untergebenen. Ein aus dem Rauch herausspringender Feuerwehrmann schickte ihm einen

harten Wasserstrahl nach, aber Lomakin spürte nicht einmal den Druck.

Auf der Straße warfen sich Ageew Leute entgegen. Als erste lief eine weinende, dunkelhaarige Frau herbei, drückte das Kind an sich und hörte nicht auf, immer wieder sein blasses Gesichtchen zu küssen. Das Mädchen öffnete die Augen und begann zu weinen. Die Frau lief auf den Soldaten zu. Weinend und lachend überschüttete sie sein verschmiertes, verlegenes Gesicht mit Küssen. Sobald er sich fassen konnte, wandte Ageew sich ab und sagte, in Richtung des Hauses blickend: „Da, dem da müssen Sie danken!"

Die Menschen schwiegen. Aus dem Eingang schritt der ihnen schon bekannte Riese in nasser, rauchender Kleidung. Eine verklebte dunkle Haarwelle hing unter dem Helm hervor, und über das Gesicht rollten vielleicht Wassertropfen, vielleicht waren es auch Tränen. In den Armen trug er etwas Menschenähnliches. Aber nur der auf der breiten Schulter des Riesen ruhende Kopf erinnerte daran, daß dies wirklich ein Mensch war. Ohne irgend etwas zu unterscheiden ging Lomakin direkt auf den Panzer zu. Wortlos gab man ihm den Weg frei. Der Leutnant ließ sich auf die Knie nieder und legte Krjukow auf eine ausgebreitete Jacke. Das gedunsene, verbrannte Gesicht des Sergeanten war furchtbar, doch die Leute sahen ihn unentwegt an. Eine grauhaarige Frau weinte herzzerreißend. Ein alter, magerer Greis stand wie versteinert da. Sein ganzes Gehaben drückte grenzenloses Erstaunen aus, denn er war Augenzeuge von etwas Erhabenem und durch seine Furchtbarkeit Erschütterndem.

Durch die Menge drängten sich Sanitäter. Man wollte Krjukow auf eine Trage legen, doch Lomakin trug ihn auf seinen Händen ins Auto. Sobald der Rettungswagen fortgefahren war, wandte sich der Leutnant an die Panzermannschaft und kommandierte mit gefaßter Stimme, wie gewöhnlich: „An die Fahrzeuge!"

Die erregten Bewohner des Dorfes wollten die Soldaten nicht fortlassen. Man umarmte sie, schüttelte ihnen die Hände, küßte sie. Aber Befehl ist Befehl, und bald waren die stählernen Maschinen verschwunden. Der Zug setzte seine Kampfaufgaben weiter fort.

.. Den Sergeanten Krjukow begrub man auf einem Hügel neben einem Massengrab, in dem sowjetische Soldaten, die in dem erinnerungsreichen Jahr 1945 beim Befreiungskampf gefallen waren, zur ewigen Ruhe gebettet waren.

Auf den letzten Weg begleiteten Krjukow seine Kampfgefährten und Tausende deutscher Bürger. In den enggeschlossenen Reihen um das Grab standen alte und junge Menschen. Mütter hielten kleine Kinder auf den Armen. Es wurden wenige Worte zum Abschied gesprochen — alles war auch so verständlich. Der Wind ließ die sowjetischen und die deutschen Fahnen wehen, und auf dem Grab selbst schlug die Regimentsfahne schwere Falten.

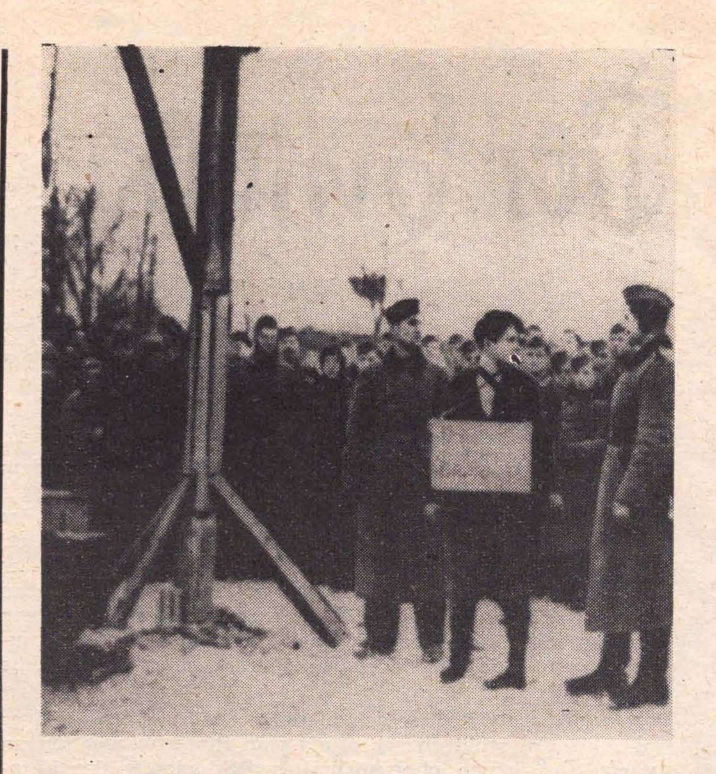
Zur gleichen Zeit weinte im Wald, das Gesicht in die feuchte Erde gegraben, ein Soldat. Er weinte wie ein Knabe, laut schluchzend. Es ist wohl möglich, daß noch irgendwann einmal salzige Nässe seine Augen trübt, doch wird mit keinem Laut, mit keiner Bewegung seine Erregung preisgegeben. Der Mensch wird mit Weinen geboren. Und dieses letzte Weinen war ein Zeichen der Neugeburt Ageews.

Zwei Jahre später sah ich an einem schlanken, hellen Obelisk eine Gruppe von Panzersoldaten. Ein hochgewachsener, blonder Sergeant erzählte von der Heldentat seines Mitkämpfers. In ihm erkannte ich Ageew. Als er schwieg, fragte ein junger, eben völlig kahlgeschorener Soldat mit weitgeöffneten, erstaunten Augen: „Genosse Sergeant, wie war er denn, unser Krjukow?"

Der Kommandeur blickte lange in Richtung der abendlichen, noch nicht untergegangenen Sonne. Er dachte zurück, und über sein Gesicht legte sich ein zarter Kummer. Endlich antwortete er, lächelnd, leise: „Wie er war? Ja, ebenso einer wie du und ich — ein sowjetischer Soldat wie alle anderen."

Übersetzung: Rahel Strassberg

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion „Sowjetskaja Armija" bei der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, entnommen aus dem Literaturalmanach schreibender Armeeangehöriger I. Halbjahr 61.



Ein Name, der in den Herzen fortlebt:

Soja Kosmodemjanskaja

Am 29. November 1941 wurde die junge Partisanin von den faschistischen Räubern ermordet

Wie viele Namen von Frauen, die große Beispiele der Moral und vorbildlicher Haltung geliefert haben, findet man in unserer Literatur und in der Geschichte unseres Landes! Alles Frühere aber verblaßt natürlich vor den großen Ereignissen des gegenwärtigen Krieges, vor dem Heroismus und Opfermut der Frauen des Sowjetlandes, die angesichts des Verlustes ihrer Lieben eine Tapferkeit und Seelenstärke und Kampfenthusiasmus von einer solchen, ich möchte sagen, erhabenen Größe bewiesen haben, wie sie in der Vergangenheit nirgends ihresgleichen haben.

Die jungkommunistische Partisanin Soja Kosmodemjanskaja erreichte die höchste Stufe des Patriotismus und der moralischen Größe. Sie verkörperte gleichsam in sich alle besten Eigenschaften, die unser Volk in seiner historischen Entwicklung hervorgebracht hat. Sie ist die Tochter nicht allein des russischen Volkes, sondern des ganzen Sowjetvolkes, die Tochter des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes. Der Faschismus mit seiner barbarischen Grausamkeit wollte die Frau des Sowjetlandes erniedrigen und sie moralisch zerbrechen. Das ist ihm jedoch in keiner Weise gelungen. Die moralische Standhaftigkeit Sojas und anderer Frauen des Sowjetlandes triumphierte über die faschistische Bestialität.

Natürlich war die Heldin der Sowjetunion Soja Kosmodemjanskaja ein besonders hervorragendes junges Mädchen. Sie ist jedoch typisch für die Mädchen unseres Landes, denn die Bereitschaft zu Heldentaten lebte und lebt in der Seele der meisten Frauen unseres Landes.

Kalinin

(Vom moralischen Antlitz unseres Volkes. 1945)

Der Schock

Von Leonid Lentsch

Illustrationen: Horst Bartsch

Glück ist ein relativer Begriff. Was ist Soldatenglück? In dem deutschen Regiment, in dem während des zweiten Weltkrieges der Österreicher Johann Küchel, gebürtig aus einem Dorf im Donautal unweit von Wien, diente, empfand man es als Glück, wenn einer den linken Arm verlor. Mit der Rechten läßt es sich ja immerhin leben! Schlimmer ist es schon, wenn man beide Arme oder Beine einbüßt. Ganz schlimm wäre es, wenn man gar nicht heimkehren könnte, wenn man in dieser rauhen, kalten Erde unter fremden Himmel seine ewige Ruhe finden sollte.

Johann Küchels Regimentskameraden meinten also, daß er sich glücklich schätzen sollte, als man ihn wohlbehalten an Armen und Beinen, ohne körperlichen Schaden in den Lazarettzug packte. Ihm war etwas anderes zugestoßen: Sein Regiment war in einen russischen Kessel geraten und hatte dort eine schlimme Zeit durchgemacht. In Gefangenschaft konnte Johann Küchel nicht gehen, weil die „Kettenhunde" der Feldgendarmerie allzusehr wüteten. Als die kläglichen Reste des Regiments an einer wenig befestigten Stelle die feindliche Umklammerung durchbrachen, war Küchel „fertig". Er war kein Feigling, aber seine Nerven versagten nach den Anspannungen der ununterbrochenen Gefechte und des Sturmfeuers der Russen. Er fing an zu stottern, in Gesprächen mit Kameraden redete er dummes Zeug und in seine grauen, schönen Augen trat ein Ausdruck des Schreckens; er stierte oft wie ein gehetztes Tier vor sich hin. In einem belorussischen Etappenstädtchen mußte das Regiment, das auf ein Viertel seiner Stärke zusammengeschmolzen war, zum Appell antreten. Mit finsteren Gesichtern standen die zerschundenen, abgemagerten Soldaten in Reih und Glied. Der Korpskommandeur, ein General, war zur Besichtigung erschienen. Das war ein überheblicher Preuße mit glasigem Blick. Mit stolz herausgestreckter Brust schritt er die Front ab und verteilte Eiserne Kreuze und Medaillen an die abgerissenen, gespenstergleichen Soldaten, die den Grenadieren der siegreichen Armee des „Führers" in nichts mehr ähnelten. Als der General an Johann Küchel, der in der Mitte der Linie stand, herantrat, gab es einen peinlichen Zwischenfall. Der Soldat schlug die Hand des Generals mit dem EK aus, und als der Kommandeur sich ärgerlich umsah nach seinem Begleiter — einem Major, der den gefallenen Regimentskommandeur vertrat — lächelte Johann Küchel kläglich, spitzte die Lippen und schmatzte laut und unanständig. Das aschgraue Gesicht des Generals erbleichte. Der General zischte den Major über die Schulter an: „Weg mit dem Idioten!" und schritt weiter die Front ab.

Gleich nach der Inspektion wurde Küchel ins Lazarett gebracht. Die Ärzte bestätigten, daß er zum weiteren Militärdienst untauglich sei, und schon nach einer Woche ging er auf Transport in Richtung Heimat. Damit war seine militärische Laufbahn beendet.

Seit jener Zeit waren mehrere Jahre vergangen. Viele Stürme waren schon über die Ziegeldächer des Donaudörfchens hinweggefegt, in dem der ehemalige Hitlersoldat Küchel nun als Invalide lebte. Aber die neue Zeit brachte neue Sorgen und Nöte mit sich. Im Dorf sprach man bereits von Atombomben und neuen Kriegsvorbereitungen. Nur Johann Küchel blieb ruhig. Er verrichtete alle Feldarbeiten und hielt seinen Weinberg instand. All das tat er wie im Traum. Gefühllos lebte er vor sich hin. Seine Frau Marta, ein vollbusiges, gesundes Weib, hatte man schon recht oft mit dem reichen Müller Kranzfeld in verschwiegenen Winkeln beisammen gesehen. Aber Johann war das alles gleichgültig. In seinen Augen flackerte noch immer heilloser Schrecken. Die Dorfbuben neckten ihn gern. Wenn sie ihn sahen, schrien sie: „Die Russen kommen!" und wenn Johann dann den Kopf zwischen die Schultern zog und die Straße entlang davonrannte, johlten sie vor Vergnügen.

Im Sommer 1954 brach über das Dorf eine Unwetterkatastrophe herein. Wochenlang regnete es im ganzen Bezirk in Strömen. Bald gab es Schnee, dann wieder ging peitschender, kalter Regen nieder. Die alten Weiber schworen, dies sei die zweite Sintflut, der Pater riet, man solle auf Gottes Hilfe hoffen, wieder andere meinten, daß dieser Zyklon eine Folge amerikanischer Versuche mit Wasserstoffbomben im Stillen Ozean sei. Die Donau trat über die Ufer, wälzte gelbe Fluten vor sich her, und als sie in letztem wildem Sturm die Dämme gebrochen hatte, überschwemmte sie das ganze Tal. Auch die Nebenflüsse führten Hochwasser. Riesige Flächen fruchtbarer Erde mit Städten und Dörfern wurden zu einem gelben, schäumenden Meer. Viel Mensch und Tier kam dabei um.

Das Dörfchen, in dem Johann Küchel wohnte, war auch überschwemmt worden. Die Menschen hatten sich auf Dächer und Bäume gerettet. Es war ein trüber, kalter Morgen. Der Regen wurde schwächer; aber die Schwaden schwerer, dick aufgeblähter Wolken setzten zielbewußt ihren unheilverkündenden Flug fort. Johann, Marta und der Müller Kranzfeld saßen, vor Kälte schlotternd, halbtot und zusammengesunken auf dem Dach der kleinen Kirche. Neben ihnen andere Einwohner, die die große Not hier zusammengetrieben hatte. Kläglich blökte das untergehende Vieh, die erschreckten Kinder weinten laut, die Alten stöhnten. Doch all diese herzzerreißenden Töne konnten das monotone, manchmal verebbende, dann wieder anschwellende Plätschern des Regens nicht übertönen.

Doch plötzlich zerriß ein neuer Laut die trostlose Eintönigkeit. Es war das kräftige Tuckern eines Motors. Die Menschen auf dem Kirchendach sprangen auf und lauschten. Ja, Motorengeräusch! Da kommt Hilfe! Wir sind gerettet! Die einen fielen auf die Knie, hoben die Hände zum Himmel und dankten Gott, andere schrien vor Freude, winkten mit Mützen und Tüchern. Schon konnten sie durch den Regenschleier hindurch seltsame Umrisse erkennen. Der Müller schrie: „Das sind ja Russen!... Sie kommen auf schwimmenden Panzern!" Niemand verwunderte das, denn das Dörfchen gehörte zur sowjetischen Besatzungszone Österreichs, und die Einwohner wußten, daß im 50 km entfernten Städtchen auf dem Berge Sowjetsoldaten stationiert waren.

Auf dem Kirchendach begann ein lebhaftes Durcheinander. Niemand bemerkte, wie Johann Küchel, als er den Schrei des Müllers vernahm, zusammengefahren war und — den Kopf zwischen die Schultern gezogen — eilig vom Dach gekrochen war und so den First erreicht hatte. Dort sah er angstvoll den sowjetischen Amphibienfahrzeugen entgegen.

Das Fahrzeug stoppte. Ein blutjunger, rotbäckiger Offizier in



einem grauen, durchnäßten Regenumhang erhob sich und schrie, damit es alle auf dem Kirchendach hören konnten, in deutscher Sprache:

„Ich bin Makar Golubjow, Leutnant der Sowjetarmee. Hört mich an. Alle werden gerettet werden. Aber bitte ohne Panik! Erst Frauen und Kinder!"

Die sowjetischen Soldaten handelten rasch. Flink legten sie die mitgebrachten Leitern an, kletterten aufs Dach und trugen Frauen und Kinder ins Fahrzeug. Ein kleiner Junge hatte auf seinen Knien ein zu Tode erschrecktes Hündchen sitzen. Er weinte, als ihn ein junger Soldat mit hellen Brauen auf den Arm nehmen wollte: nicht um sich sorgte er sich, sondern das Hündchen, das man sicherlich auf dem Dache lassen würde, tat ihm leid. Der Sergeant ahnte den wahren Grund der kindlichen Tränen und gab dem Jungen durch Gesten zu verstehen, daß er das Hündchen festhalten solle. Dann drückte er mit einem Arm den Jungen mit dem Hündchen wie zerbrechliches Geschirr an sich und ließ die doppelte Last vorsichtig ins Boot hinab.

Als alle Frauen und Kinder vom Dache geholt waren, rettete man die Alten. Der siebzigjährige Karl Buchheim, den man im Dorfe als Sonderling kannte, brachte alle zum Lachen. Er schrie forsch drauflos, daß er ohne fremde Hilfe hinunterkomme, wie sich das für einen „Totenkopfhusaren" der k. u. k. Armee gehöre. Lächelnd übersetzte Leutnant Golubjow seinen Soldaten die Worte des Alten, und Sergeant Danilenko sagte unter allgemeinem Lächeln: „Ich werde den Großvater immerhin sichern. Sonst geht der ‚Totenkopfhusar' auf seine alten Tage noch zu einer fremden Truppe — zu den Unterwasserjägern!"

Die Vorsicht des Sergeanten Danilenko war durchaus am Platze. Als er die Mitte der Leiter erreicht hatte, schwindelte dem Husaren; er schwankte und wäre sicher ins Wasser geplumpst, hätte Danilenko ihn nicht mit starker Hand gestützt.

Schließlich waren alle im Fahrzeug. Leutnant Golubjow wollte schon das Kommando zur Abfahrt geben, als man plötzlich die zusammengesunkene Gestalt Johann Küchels auf dem First bemerkte. „Stopp!" sagte der Leutnant. „Da ist noch jemand zurückgeblieben."

Der Müller Kranzfeld schielte auf die neben ihm sitzende ganz versteinerte Marta. Er lächelte kriecherisch und flüsterte dem Leutnant zu: „Um den brauchen sich Herr Leutnant nicht zu sorgen. Das ist ein überflüssiger Mensch. Er hat ... na ja ... ist nicht ganz richtig. Fahren wir ab."

Der Leutnant blickte den Müller so voller Verachtung an, daß dieser in sich zusammensank und die Augen niederschlug, und befahl Danilenko: „Den Mann sofort herunterbringen!"

Marta kam zu sich und sagte leise: „Rettet ihn! Er ist mein Mann ..."

Der Sergeant mit den hellen Brauen streifte seine Stiefel ab, weil es barfuß sicherer war, kletterte schnell aufs Dach und robbte zu Johann Küchel hin. Dieser stand bereits aufrecht. Seine hagere, schlotternde Gestalt war ein Bild des Schreckens und der Furcht. Jetzt war Danilenko bei ihm. Aber Küchel trat einen Schritt zur Seite, und ließ sich schnell vom Dach herab. Der Sergeant setzte ihm nach und rief: „Wohin du, Genosse? ... Du kaput! ... Dummkopf! Warten!" Dann sahen die im Boot sitzenden Menschen, wie der Ärmste verzweifelt mit seinen langen Armen um sich schlug, als wollte er vom Dache fliegen. Jetzt fiel er plötzlich ins Wasser. Im Nu stürzte Danilenko mit einem „Hecht" ihm nach in den gelben, brodelnden Wasserstrudel. Er konnte den ertrinkenden Österreicher, der von der starken Strömung fortgerissen wurde und schon das Bewußtsein verloren hatte, noch rechtzeitig erreichen und beim Schopfe packen. Vom Boot aus warf man ihnen einen Rettungsring zu. Nach wenigen Minuten zog man beide aus dem Wasser.

Die russischen Soldaten legten den vor Kälte zitternden Küchel vorsichtig nieder und betteten seinen Kopf in Martas Schoß. Das nasse Haar klebte wirr an seiner bleichen Stirn, die Nase ragte spitz aus dem Gesicht, seine Augen waren geschlossen. Er sah aus wie ein Toter. Doch bald schlug er die Augen auf und erblickte den Leutnant Golubjow, der sich mit einer Feldflasche in der Hand über ihn beugte. Alle waren von der Klarheit und Verständigkeit seines Blickes gerührt. Leutnant Golubjow sagte: „Trinken Sie. Das ist russischer Wodka. Er hilft Ihnen."

Johann Küchel ergriff die Hand des Leutnants mit der Feldflasche und drückte sie an seine Brust, danach richtete er sich ein wenig auf, tat einen Schluck, runzelte die Stirn, dann lächelte er glücklich wie ein Kind und ließ seinen Kopf wieder in den Schoß seiner Frau sinken. Leutnant Golubjow mahnte zum Aufbruch.

Nach etwa drei Wochen, als die Donau schon wieder zurückgegangen war und die Leute in ihre halbzerstörten Behausungen zurückgekehrt waren, kam der „Totenkopfhusar" Karl Buchheim in die Regimentskaserne der Sowjetsoldaten. Leutnant Golubjow kam ihm auf dem Kasernenhof entgegen. Der



Alte trug einen schwarzen Anzug und seinen Feiertagshut mit dem traditionellen Gamsbart. Er hatte „ein Räuscherl", benahm sich aber würdevoll und fast ein wenig feierlich. Er drückte dem Leutnant lange die Hand und danke ihm „im Namen der Einwohnerschaft". Dann sagte er:

„Wissen S', Herr Leutnant, unser Johann Küchel, den Sie aus dem Wasser g'holt ham, der war ganz ...", dabei tippte sich der Alte mit dem Finger an die Stirn. „... aber jetzt ist er nicht mehr zu erkennen! Der Pastor sagt, daß ihm dieser neue Schock seinen anderen Schock ausgetrieben hat! ... Ihr hattet ihn erschreckt und jetzt hab ihr ihn halt wieder g'heilt!"

Der „Totenkopfhusar" ließ ein knarrendes Lachen vernehmen und stopfte sich seine kurze Pfeife.

„Wieso meinen Sie, daß der Mann seinen Schock überwunden hat und wieder ganz normal ist?" fragte Leutnant Golubjow. Der Alte setzte gemächlich seine Pfeife in Brand, schmauchte genießerisch, dann setzte er sie ab und antwortete:

„Man muß den Menschen nach seinen Taten beurteilen, nit woar? Noch hat der Küchel wenig Vernünftiges getan. Aber etwas hat er schon fertigg'bracht. Und das hoaßt, daß der Bub auf dem richtigen Wege ist."

„Aber was hat er denn Vernünftiges getan, Herr Buchheim?"

„Er hat dem alten Lumpen, dem Müller Kranzfeld, das Fell so gegerbet, daß der sich bei der Marta nicht mehr sehen läßt. Ich sag ja, der Bub geht den rechten Weg ...!"

Lange sprachen die beiden noch auf dem Kasernenhof über dieses und jenes. Als sie voneinander Abschied nahmen, grüßte Golubjow militärisch, und der Alte schlug als Erwiderung die Absätze forsch zusammen, und hob seine faltige Hand an seinen Gamsbart. Dabei murmelte er immer wieder:

„I dank auch schön! ... Im Namen unsrer ganzen Ortseinwohnerschaft ...!"

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

Edgar André, ein Hamburger Hafenarbeiter, ist in seinem letzten Kampf und angesichts des Todes so verehrungswürdig geworden, wie Deutsche seinesgleichen es jetzt werden. Es ist der Deutsche in neuer, herrlicher Gestalt. Das gibt es sonst nicht, es mußte schwer erworben werden: die Kraft der Gesinnung, mitsamt der Höhe und Reinheit des Ausdrucks. Hier hat man den Tonfall des Helden und Siegers über den Tod hinaus. Die Worte sind aufbewahrt für Zeiten, in denen das siegreiche Volk zurückblicken wird auf seine großen Beispiele. Denn es ist wahr, daß nur die echte Erkenntnis und eine aufopfernde Gesinnung in den Mund eines Menschen diesen Tonfall legen und in sein Herz diesen Mut. Als Gegenprobe lese man die ungenauen und schlechten Sätze des herrschenden Abenteurers, der André in den Tod schicken kann; aber Deutsch kann er nicht, ist auch kein Deutscher. Wer sieht denn nicht, daß der Nationalsozialist ein letzter Zustand ist, Krampf und Sterben einer historischen Gattung. Schrecklich in seinem wilden Umherschlagen, will er mit seiner verzweifelten Furchtbarkeit den Sieger die eine Stunde noch aufhalten. Aber hundertmal hingerichtet, der Sieger lebt.

Heinrich Mann: Aus dem Essay „Der Weg der deutschen Arbeiter"

Wie Edgar André starb

Berichtet von seiner Lebensgefährtin Martha André

Anfang Dezember 1932 kam Edgar zum letztenmal aus Frankreich zurück. Vier Monate war Edgar im Auslande gewesen, und es entspricht so ganz seinem Charakter, daß er nicht erst nach Hause kam, sondern gleich vom Bahnhof zu Sagebiel ging.

Meine Freude, Edgar wieder in Hamburg zu haben, wurde durch die Angst um sein von den Nazis bedrohtes Leben getrübt. So machte ich den Vorschlag, in die Stadt zu ziehen, wo die Nazis nicht so leicht ihre Mordpläne auf Edgar würden wahrnehmen können. Ende Februar 1933 übersiedelten wir ins Zentrum von Hamburg. Es war in einer Zeit politischer Hochspannung. Am 30. Januar war Hitler von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden. Am 27. Februar hatten die Nazis den Reichstagsbrand in Szene gesetzt. Am 5. März sollten die Reichstagswahlen stattfinden. Es setzten Massenverhaftungen von Parteifunktionären ein. Am 2. März schon hatte die Polizei den Auftrag, alle Transparente der Arbeiterparteien, KPD und SPD, zu entfernen. Auch bei mir wurde das Transparent von der Polizei abgeholt. Aus der Unterhaltung der Kriminalbeamten entnahm ich, daß Edgar verhaftet werden sollte. Als ich Edgar davon erzählte und ihn bat, illegal zu leben, wies er das entschieden zurück.

Am Sonnabend, dem 4. März, fuhr Edgar nach Cuxhaven, um in einer Versammlung zu sprechen. Nachmittags war bereits der Haftbefehl gegen Edgar in den Zeitungen bekanntgegeben. Die Bemühungen der Freunde, Edgar von der Rückreise abzuhalten, blieben erfolglos. Er wollte nach Hamburg zu seinen Genossen. Seine Verhaftung erfolgte auf der Bahnstrecke zwischen Harburg und Wilhelmsburg. Es waren Altonaer SS- und SA-Leute, die ihn im Siegeszug in das Hamburger Stadthaus führten.

Erst Anfang April 1933 durfte ich Edgar besuchen. Ich fand ihn unverändert, körperlich und geistig noch der alte. Beim ersten Besuch gab mir Edgar zu verstehen, daß ein Funktionär in der Erwerbslosenbewegung, Willi Kaiser, ein Spitzel sei. Einige Monate später hat mir ein entlassener Arbeiter berichtet: „Stell Dir vor, Martha, eines Tages, es war ganz ruhig im Gefängnis, die Freistunden waren längst vorbei, da hörten wir Edgars Stimme:

‚Achtung, Achtung! Hier spricht Edgar André. Genossen, Willi Kaiser ist ein Spitzel!'

In meiner Zelle, wir waren mit 18 Mann in einem Raum, der für vier bestimmt war, herrschte darauf Totenstille. So saßen wir noch, als die Wachmannschaft durch die Korridore raste, ein wildes Durcheinander entstand, die Zellen auf- und zugeschlossen wurden. Wir hielten den Atem an. War etwas passiert? Was geschah mit Edgar André? Abends waren wir nicht in der Lage, zu essen. Erst am anderen Tage, als wir unseren Edgar wohlbehalten und stolz in der Freistunde sahen, atmeten wir auf, wie von einer Last befreit. Wie ein Lauffeuer ging seine Parole durch das Gefängnis. Viele, viele waren unter uns, die Kaiser kannten, und viele zu spät."

Am Morgen nach dem Schlageter-Tag traf ich an der Ecke meines Wohnblocks einen Gestapomann mit Willi Kaiser. Der Beamte hielt mich mit den Worten an: „Na, Martha, gestern haben wir den ‚roten General' fertig gemacht. Für die nächste Zeit wird er nicht mehr auf seinem Hintern sitzen können. Aber zähe ist der Kerl, wie eine Katze und frech obendrein. Du hast die längste Zeit deine Freude an diesem Kerl gehabt. Sieh dich nur beizeiten nach einem anderen um. Raus kommt er nicht mehr."

Als ich tags darauf die allwöchentliche Wäsche bringen wollte, wurde mir von der Verwaltung gesagt: „André ist im Lazarett, Wäsche braucht er nicht mehr." Ich ging zu dem Gefängnisarzt Dr. Schill. Auf meine Frage, was für eine Krankheit Edgar habe, erklärte er mir: „André hat Druckstellen und muß für die nächste Zeit im Wasserbett liegen." Als ich ihm sagte, daß ich sehr verwundert darüber wäre, daß ein gesunder Mensch plötzlich Druckstellen bekommen sollte, noch dazu in Einzelhaft, meinte er: „Beruhigen Sie sich, Frau Berg, solange André im Lazarett ist, wird ihm derartiges nicht mehr geschehen."

Ende Juni war Edgar bereits soweit hergestellt, daß er sich auf Stöcken bewegen konnte. So sah ich ihn das erstemal wieder. Es war im Zimmer des Untersuchungsrichters. Zwei SS-Leute führten Edgar herein. Der eine mußte ihn noch etwas stützen. Er trug gestreifte Lazarettkleidung. Oben war der Kittel nicht ganz geschlossen, und ich sah, daß die Brust bis zum Hals hinauf verbunden war. Auch die Hände und Füße waren im Verband. Als ich ihn umfassen wollte, strich Edgar mir übers Haar und sagte: „Laß mal, Mutt, in einigen Wochen kannst Du mich wieder drücken." Seine Stimme war sehr heiser, und der Atem ging schwer. Als er sich hinsetzte, merkte ich, welche Schmerzen ihm das bereitete. Von der rechten Schläfe bis zum Hals zog sich ein Pflaster lang, ebenfalls eins hinter dem Ohr. Wir sahen uns wortlos an. Endlich sagte Edgar: „Tja, Mutt, das ist Ausdruck und Freude des Siegers. Aber laß mal... Ich kann mehr ertragen, als die, die mich fertigmachen wollten." Dann waren auch schon die zehn Minuten um. Ich hatte kein Wort reden können...

Ende Februar 1936 wurde Edgar die Anklageschrift zugestellt. Bei einem Besuch sagte er: „Meinen Kopf wollen sie haben. Das soll ihnen nicht leicht fallen. Solange Leben in mir ist,

kämpfe ich für meine Freiheit." Gegen einen Wahlverteidiger, den ihm seine Familie stellen wollte, wandte er ein: „Mutt, was kann mir ein solcher Mann schon nützen? Ein Verteiger kann doch bei diesen Gerichten nicht so verteidigen, wie wir es wünschen, weil ihm die Überzeugung fehlt. Es wäre hinausgeworfenes Geld. Heute muß sich jeder Kommunist selbst verteidigen. Und ich werde es tun. Darauf kannst Du dich verlassen."

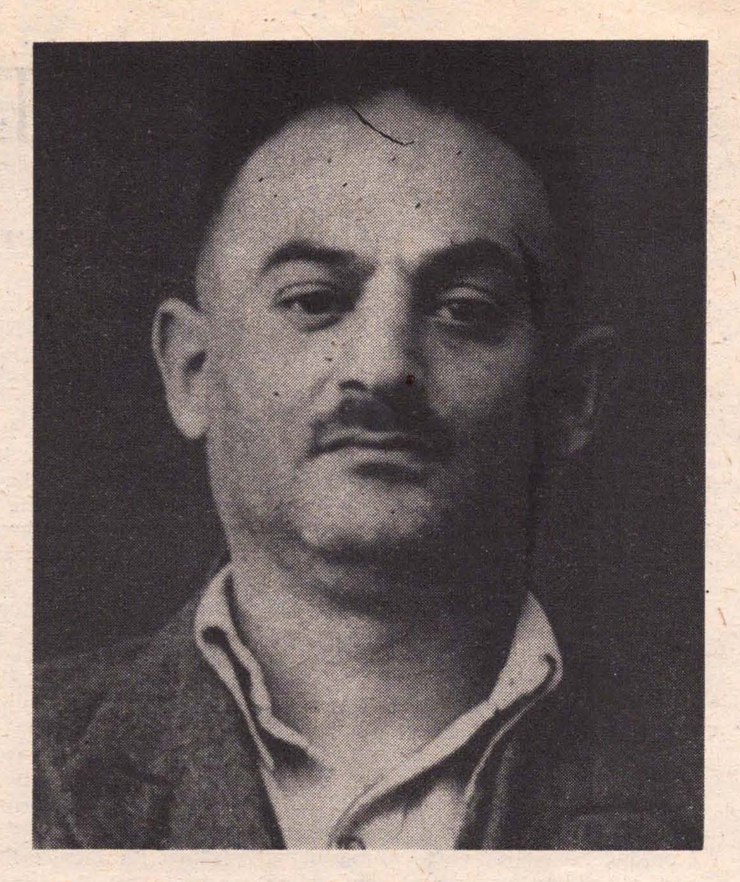
Am 1. Juli hielt Edgar sein Schlußwort, das er, vom Vorsitzenden immer wieder unterbrochen, mit folgenden Worten begann: „Meine Herren, der deutsche Dichter Goethe sagte: ‚Wer recht hat und Geduld, dem bleibt der Sieg nicht aus.' Geduld habe ich gehabt. Das beweisen die 40 Monate Haft, schwere Einzelhaft unter den schlimmsten Mißhandlungen. (Der Vorsitzende droht mit Wortentzug.) Recht habe ich auch. Das ist nicht nur meine Meinung, sondern die Meinung der ganzen Welt.. Das beweisen die unzähligen Zuschriften aus allen Ländern, die sich hier zu Bergen gehäuft haben. Infolgedessen muß mir auch der Sieg werden... Ich muß mich der Gewalt fügen, denn Macht geht vor Recht. Aber ich denke nicht daran, die Waffen zu strecken und das Feld kampflos zu verlassen. Ich will mir aber auch nicht das Schlußwort verscherzen, denn das bin ich meiner Partei und mir schuldig."

Eine große Zahl von Zeugen, fährt André fort, habe sich im Ausland gemeldet und sei bereit gewesen, für ihn auszusagen. Weshalb habe man die Möglichkeit nicht benutzt, diese Zeugen zumindest kommissarisch zu vernehmen? Mit erhobener Stimme schließt Edgar seine Rede:

„Meine Herren, wenn der Oberstaatsanwalt auch Ehrverlust beantragt hat, so erkläre ich hier: Ihre Ehre ist nicht meine Ehre und meine Ehre ist nicht ihre Ehre. Denn uns trennen Weltanschauungen, uns trennen Klassen, uns trennt eine tiefe Kluft. Sollten Sie hier das Unmögliche möglich machen und einen unschuldigen Kämpfer zum Richtblock bringen, so bin ich bereit, diesen schweren Gang zu gehen. Ich will keine Gnade! Als Kämpfer habe ich gelebt, und als Kämpfer werde ich sterben mit den letzten Worten: ‚Es lebe der Kommunismus!'"

Am Freitagmorgen stand ich wieder vor dem Gerichtsgebäude, das von Gestapobeamten und SS-Leuten streng überwacht war. Man ließ mich nicht heran. Ich setzte mich in die Anlage auf eine Bank. Nach etwa einer Viertelstunde bemerkte ich, daß in die herumstehenden Menschengruppen Bewegung kam. Auch die überall verteilten Gestapobeamten wurden plötzlich unruhig, gingen geschäftig umher und belauschten die Gespräche. Ich gesellte mich zu einer Gruppe. Einer sagte: „Das Gericht erkannte auf Todesstrafe."

Ohne einen Gedanken fassen zu können, ging ich auf das Gerichtsgebäude zu. Ich empfand nur eins: „Edgar ist zum Tode verurteilt worden. Zum Tode verurteilt!" Von dem Drang beseelt, in das Gerichtsgebäude zu gelangen, schob ich den an der Eingangstür stehenden Polizeibeamten beiseite und stürzte die Treppe hinauf. Völlig überrascht, machte der Beamte keine Anstalten, mich anzuhalten. Er rief mir dann etwas zu, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich erinnere mich nur noch, daß in der Vorhalle Arbeiter beschäftigt waren und einige auf mich zugingen und sagten: „Martha, nimm Vernunft an, geh heim." Ich eilte wortlos weiter. Auf dem Korridor im zweiten Stock waren viele Justiz- und Gestapobeamte. Vor der Tür des Gerichtssaals standen zwei Polizisten. Ich blieb vor der Tür stehen. In diesem Moment kam ein Mann im Talar heraus, und ich konnte unbemerkt in den Saal hineinschlüpfen. Dicht gedrängt standen Männer in Talaren — Rechtsanwälte und Richter; Edgar konnte ich nicht sehen. Es gelang mir nur noch, einen Blick in den Zuhörerraum zu werfen. Auch er war gedrängt voll. Die Gesichter der Zuhörer waren ernst, einige weinten. Ich war kaum eine Minute im Saal, als ein Polizeioffizier auf mich zukam und mich auf den Korridor hinausführte.



Ich ging später in das gegenüberliegende Oberlandesgericht und stellte den Antrag, Edgar sprechen zu dürfen. Das wurde mir abgelehnt. Es ist wohl der erste Fall, daß einem zum Tode Verurteilten der Besuch seiner nächsten Angehörigen nicht erlaubt wurde. Als ich aus dem Oberlandesgericht herauskam und über den Platz ging, auf dem viele Menschen herumstanden, gesellte sich unauffällig ein Arbeiter zu mir und tuschelte mir zu: „Der Edgar, das ist ein ganzer Kerl! Als der Gerichtspräsident die Verhandlung mit einem ‚Heil Hitler' schloß, sprang Edgar auf und rief: ‚Rot Front! Es lebe der Kommunismus!'" Der Arbeiter drückte mir die Hand und ging weiter.

*

Am 4. November 1936 wurde Edgar André hingerichtet.

Wir entnahmen diese Schilderung einer Broschüre, die in den Jahren der Naziherrschaft im Ausland erschien. Eine Fotokopie dieser Broschüre stellte uns Nationalpreisträger Michael Tschesno-Hell zur Verfügung.

EDGAR ANDRÉ Hafenarbeiter, geboren am 17. Januar 1894 in Aachen, verlebte seine Kindheit und Jugend in Belgien. Nach dem ersten Weltkrieg nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er in Hamburg Mitglied der SPD. 1923 vollzog er seinen Übertritt zur KPD. In ihren Reihen entwickelte sich Edgar André zu einem der beliebtesten Arbeiterführer an der Wasserkante. Als einer der Organisatoren des RFB zog er sich schon früh den Haß der Reaktion zu. Im Jahre 1931 wurde auf ihn ein Mordanschlag verübt, bei dem der kommunistische Funktionär Ernst Hennig getötet wurde. Nach dem Reichstagsbrand wurde Edgar André verhaftet und während seiner Haft 3½ Jahre hindurch unmenschlich gefoltert. Dennoch verteidigte sich Edgar André mutig vor Gericht, bekannte sich stolz zu seiner kommunistischen Weltanschauung und zerschlug das Anklagematerial. Obwohl in der mehrwöchigen Verhandlung die Anklage völlig zusammenbrach und die Mehrzahl der Richter zunächst nicht bereit war, dem Antrag auf Todesstrafe zuzustimmen, wurde vom Hanseatischen Oberlandesgericht auf persönlichen Befehl Hitlers das Todesurteil gefällt. Trotz der internationalen Protestbewegung, der sich viele fortschrittliche Intellektuelle anschlossen, wurde Edgar André in Gegenwart von fünfundsiebzig politischen Mitgefangenen am 4. November 1936 in Hamburg mit dem Handbeil enthauptet.

NACH DIENST *in der Bastelecke*

Fernsteuerung – Zauberwort unserer Zeit (III)

Wie schon im letzten Heft angekündigt, beschäftigen wir uns diesmal mit dem Funkfernsteuerungsempfänger. Mit ihm steht und fällt die Reichweite einer Fernsteuerungsanlage — nicht etwa mit der Stärke des Senders, wie oft fälschlicherweise angenommen wird.

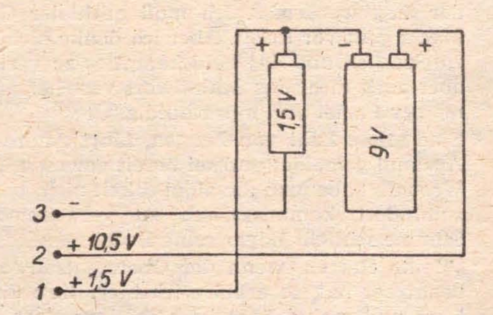
Dem gegenwärtigen Stand der Technik entsprechend, müßte der Aufbau des Empfängers in „gedruckter Schaltung", für A_2-Betrieb und möglichst volltransistoriert erfolgen. Doch wir wollen nicht den zweiten Schritt vor dem ersten machen. Das würde den Umfang der Artikelserie sprengen und auch nicht ihrem Zweck entsprechen. Es sei hier lediglich auf ein Buch aufmerksam gemacht, das Anfang 1962 im Verlag „Sport und Technik" erscheint und in dem alle Fragen der Modellsteuerung ausführlich behandelt werden.

Der in diesem Beitrag beschriebene Empfänger stellt entwicklungsmäßig ein Mittelding zwischen der alten Röhrenschaltung und der modernen Volltransistorbauart dar und dürfte durchaus noch geraume Zeit als moderne Anfängerschaltung anzusprechen sein.

Der Empfänger ist in der Eingangsstufe mit einer DC 90 bestückt, der 2 Transistoren nachgeschaltet sind. Die Transistorstufen werden durch Miniaturtransformatoren miteinander gekoppelt. Der Gesamtaufbau ist unkritisch, wenn beherzigt wird, alle links der Röhre gezeichneten Bauteile möglichst ohne Draht direkt an die Röhrenfassung zu schalten. Alle weiteren Bauteile können ohne jede Beschränkung verdrahtet werden.

Die Stromversorgung übernimmt eine 10,5-V-„Spezialbatterie", die wir uns anfertigen, indem wir eine halbe Stabbatterie (1,5 V) und eine „Sternchen"-batterie (9 V) in Reihe schalten. Bei 1,5 V wird der Heizstrom für die Röhre abgegriffen. Dadurch verbraucht sich die Heizbatterie schneller (2½—3 Stunden) als die 9-V-Batterie (etwa 100 Stunden).

Ist der Empfänger für den universellen Einsatz sowohl in Flug- und Schiffsals auch in Fahrzeugmodellen vorgesehen, so baut man ihn zweckmäßigerweise auf einer Pertinaxplatte (130 × 35 mm) auf. An den Längsseiten der Platte sitzen je 15 doppelte Annietlötösen, die als Befestigungen für die Bauteile verwendet werden. Etwa in Höhe der 5. Lötöse wird die Röhrenfassung mittels eines Alu-Winkels befestigt. Dadurch liegt die Röhre waagerecht im Empfänger. Sie sollte jedoch 6—8 mm Abstand zur Pertinaxplatte haben. Die Einzelteile werden oberhalb der Platte an die Ösen angelötet. Unterhalb der



Stromversorgungsteil des Empfängers.

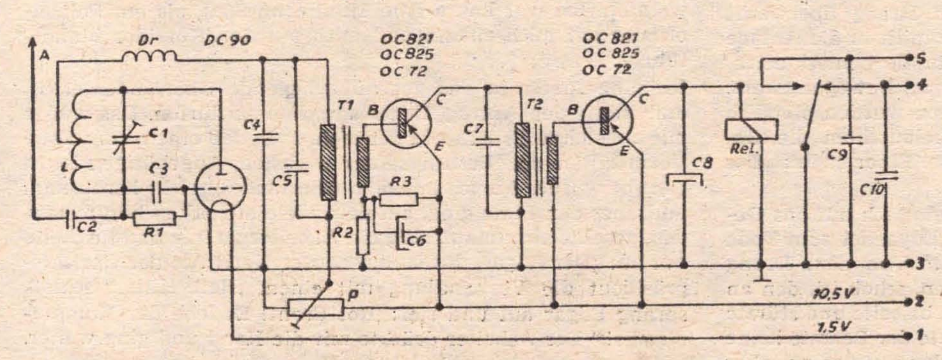
Platte wird mit 0,5 CuL-Draht verdrahtet. Sollte es schwierig sein, einige der benötigten Bauteile zu beschaffen, so schreibe man an „HO-Bastelbedarf", Dresden, Meißener Landstraße 27 (Versandgeschäft). Die Potentiometer der benötigten Bauart haben die Bezeichnung „Kleinst-Schichtdrehwiderstände" und werden vom VEB ELRADO, Dorfhain (Sa.) hergestellt. Transistorübertrager kommen aus dem VEB Funkwerk Leipzig. Bei der Suche nach Relais braucht man u. U. eine gewisse „Nase" für „verborgene Schätze" in der Kramkiste. Doch sollte man immer bedenken, daß das Relais letzten Endes doch kleiner sein sollte als der Empfänger oder gar das Modell selbst.

Nun zur Funktion des Gerätes.

Durch Erhöhung des Gitterkondensators C_3 auf 100 pF (gegenüber sonst 50 pF) schwingt das Audion bereits bei weniger als 10 V Anodenspannung einwandfrei. Mit dieser Spannung können auch die Transistoren ausgesteuert werden. Dazu ist allerdings nötig, die Transistoren mit dem Kollektor an Masse (—) und mit dem Emitter an Plus zu schalten.

Das NF-Rauschen des Pendelaudions (DC 90) gelangt über T_1 auf die Basis des 1. Transistors. Nach kräftiger Verstärkung durch optimale Anpassung und hohe Kollektorspannung geht die Rauschspannung über den Kollektor in den 2. Übertrager (T_2). Von dort geht sie in den 2. Transistor. Dessen Basis liegt über die Sekundärwicklung von T_2 auf Emitterpotential und ist somit ohne Vorspannung.

Der Erfolg dieser Maßnahme ist die Einsparung einer gesonderten Diode zur Gleichrichtung. Transistor 2 arbeitet jetzt als B-Verstärker, und es fließt nur Kollektorstrom, wenn er durch die



Funkfernsteuerungsempfänger mit DC 90 und 2 nachgeschalteten Transistoren.

EINZELTEILLISTE:

L	= Schwingkreisspule, 15 ϕ, 14 Wdgn., 0,8—1,0 ϕ Cu-Draht	R 1	= Gitterwiderstand 5 MΩ
C 1	= Trimmer 30 pF (möglichst Lufttrimmer)	R 2	= 125 kΩ
C 2	= Antennenkondensator 5 pF	R 3	= 5 kΩ
C 3	= Gitterkondensator 100 pF (keinesfalls weniger!)	P	= Kleinstpotentiometer 20 kΩ
C 4	= 5 nF	Dr	= HF-Drossel, 50—80 Wdgn., 0,1—0,2 CuL-Draht auf 1 MΩ, ½ W Widerstand als Wickelkörper (unkritisch)
C 5	= 5 nF	T 1, T 2	= Transistor NF-Übertrager 4 : 1, Kern M 20 oder kleiner
C 6	= Niedervolt-Elko 30 µF	Rel	= 3 kΩ Innenwiderstand
C 7	= 10 nF	A	= Stab- oder Drahtantenne, 600—800 mm lang
C 8	= Niedervolt-Elko 30 µF		
C 9	= Entstörkondensator 5 µF		
C 10	= Entstörkondensator 5 µF		

Alle Kondensatoren und Widerstände in Subminiaturausführung (Widerstände 1/10 W).

Rauschfrequenz angesteuert wird. Das in dieser Kollektorleitung liegende Relais zieht dann an. Der Elko C 8 bügelt eine Halbwelle des NF-Rauschens glatt. Ohne (oder mit schadhaftem) C 8 arbeitet das Gerät nicht, da der hohe Wechselstromwiderstand des Relais keine NF durchläßt. Beim Einfall des HF-Signals (HF-Träger mit 27,12 MHz) bleibt das Rauschen aus, das Relais fällt ab.

Im Ruhezustand ist es also angezogen. Das ist beim Verdrahten der Relaiskontakte zu berücksichtigen! (Siehe IV. Fortsetzung).

Der Kollektorstrom des 2. Transistors beträgt etwa 1,5 mA. Das Relais zieht gewöhnlich bei etwa 0,2—0,3 mA sicher an. Also ist noch genügend Reserve für weniger empfindliche Relais vorhanden! Der Spannungsteiler P stellt direkt die Anodenspannung der Röhre und damit den Schwingungseinsatz ein. Mittelbar wird aber auch der Kollektorstrom des Transistors 2 beeinflußt. Der Gesamtverbrauch an Anoden- und Transistorstrom beträgt etwa 3 mA, so daß der durch P fließende Querstrom unberücksichtigt bleiben kann.

Die Parallelkondensatoren zu den Primärwicklungen der Übertrager (C 5 und C 7) machen diese Wicklungen zu NF-Schwingkreisen. Dadurch wird verhindert, daß Reste der Pendelfrequenz vom Audion aus auch den 2. Transistor mit ansteuern.

Wenn trotzdem der Relaisstrom beim Einfall des Senders nicht auf Null zurückgeht, können 1000—2000 pF (1 bis 2 nF) von der Basis des 1. Transistors nach Masse (—) geschaltet werden. Das hilft dann bestimmt.

Die Reichweite dieses Empfängers ist auch zum Betrieb in einem Flugmodell völlig ausreichend.

Abschließend sei eines nicht verschwiegen:

Die relativ große Streuung im Handel erhältlicher Transistoren macht es unter Umständen notwendig, geringfügige Änderungen der Widerstandswerte vorzunehmen.

Chassis für den Panzer vom VEB Südthüringer Spielwarenfabrik, Eisfeld. Der Empfänger wird im Turm befestigt, das Relais sitzt im Wagenkasten (Maßstab 1 : 2).

Auf jeden Fall aber erst mit den Originalwerten aufbauen.

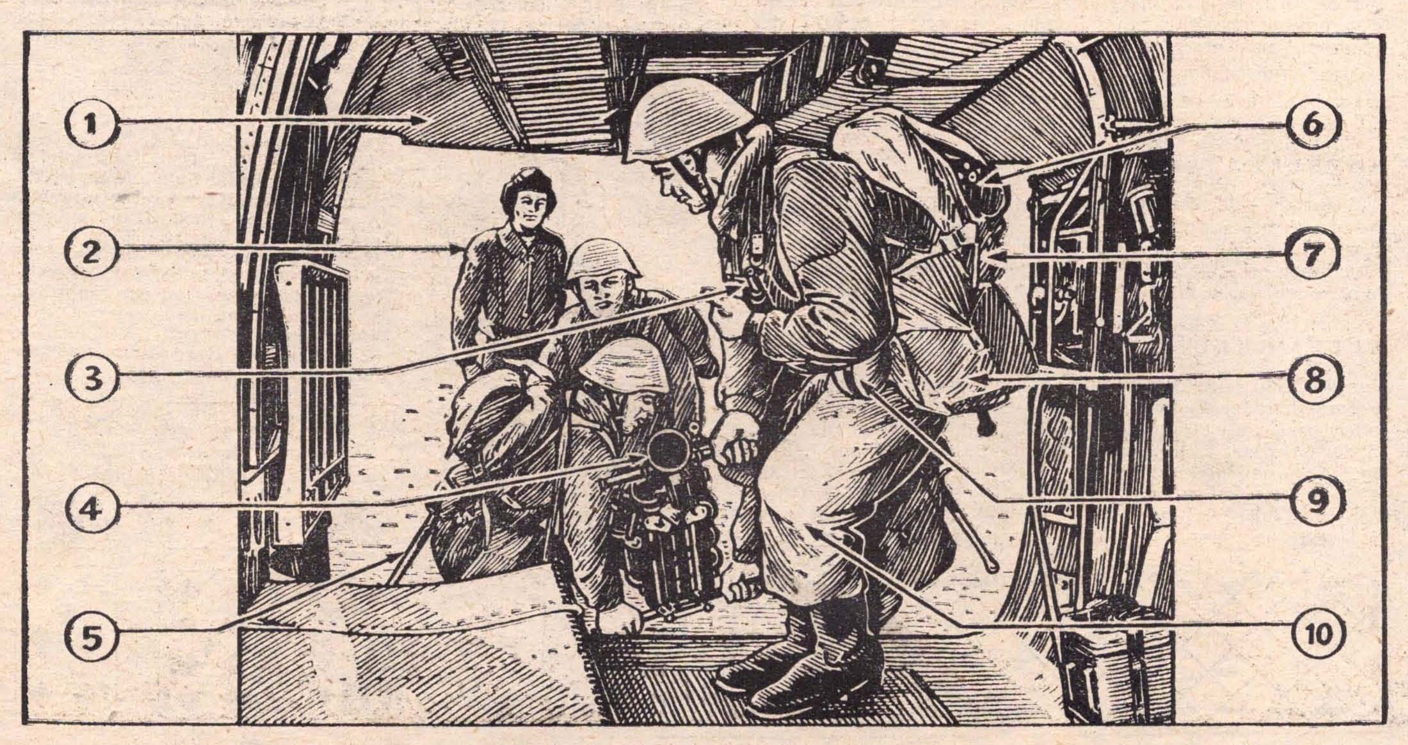
Im IV. Teil (Heft 12/61) wird der Einbau des Empfängers in das Panzermodell des VEB Südthüringer Spielwarenfabrik, Eisfeld, beschrieben. Dieses Fahrzeug ist für etwa 40,— DM im Spielwarenhandel erhältlich. Speziell dazu angepaßt ist das Empfängerchassis, Bild 3.

Hans-Joachim Lehne

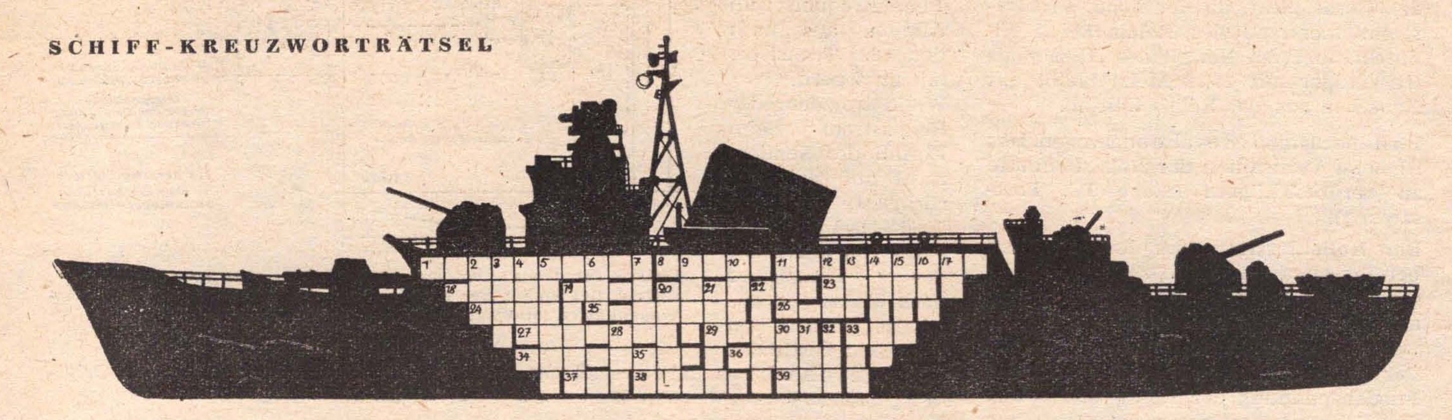
KLEINER RUSSISCH-LEHRGANG 5

Der Hubschrauber nimmt die Bedienung eines rückstoßfreien Geschützes auf, um sie rasch in den befohlenen Einsatzraum zu bringen. Wir wollen dabei die Zeit nutzen, weitere militärische Vokabeln zu lernen. Übrigens, beherrschen Sie schon (oder noch) die vorausgegangenen?

1	**вертолёт**	*wertoljot*	**Hubschrauber**
2	**лётчик**	*ljotschik*	**Flieger (Person)**
3	**автома'т**	*awtomat*	**Maschinenpistole**
4	**безотка'тное ору'дие**	*besotkatnoje arudije*	**rückstoßfreies Geschütz**
5	**лопа'та**	*lapata*	**Feldspaten**
6	**рю'кзак**	*rjuksak*	**Sturmgepäck**
7	**плащ-пала'тка**	*plaschtsch-palatka*	**Zeltbahn**
8	**противога'з**	*protiwogas*	**Schutzmaske**
9	**фля'га**	*fljaga*	**Feldflasche**
10	**боева'я фо'рма**	*bajewaja forma*	**Kampfanzug**



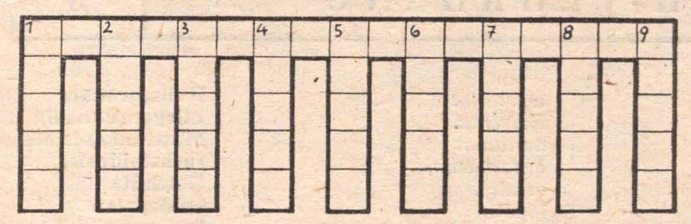
SCHIFF-KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. dreimastiges Segelschiff, 8. Schiffszubehör, 11. Wendekommando, 13. Brüstung um Bordwand und Deck, 18. nordfranzösische Stadt, 19. Hauptstadt des Königreiches Jemen, 20. flaches Kanonenboot, 23. Anlegeplatz der Schiffe, 24. Matrose mit einem bestimmten Tätigkeitsbereich, 25. hochgetakeltes Schiff mit zwei Masten, 26. Mastkorb, 27. Schiff der Hochseefischerei, 29. hinterster Mast eines Segelschiffes, 33. dem Wind abgedrehte Seite, 34. kleines Dampf- oder Motorboot, 36. Schiffsteil, 37. Teil des Schiffszubehörs, 38. Meereswoge, 39. Körperteil.

Senkrecht: 2. Maßeinheit der Arbeit, 3. vorderasiatischer Staat, 4. Hauptstütze der Schiffstakelung, 5. die Gestirne betreffend, 6. Fluß in Nordsibirien, 7. Segelstange 9. der neunte Ton einer diatonischen Tonleiter, 10. europäischer Staat, 11. europäische Hauptstadt, 12. poetisch: Ehre, 13. arabischer Häuptling, 14. französischer Zeichner, Karikaturist, geb. 1908, 14. Mädchenname, 16. Nebenfluß der Donau, 17. Himmelsrichtung (Kurzform), 19. Beginn eines Wettbewerbs, 20. Erfinder eines Apparates zur Nachrichtenübermittlung, 21. undurchsichtiger Dunst, 22. das Toben des Meeres, 28. mild, warm, 30. türkischer Titel. 31. Nebenfluß der Warta, 32. Gebirgsweide, 33. dem Wind zugedrehte Seite, 35. Himmelsrichtung (Kurzform).

RÄTSELKAMM



Senkrecht: 1. Autor des „Robinson Crusoe", 2. Roman von Galina Nikolajewa, 3. deutscher Filmregisseur, 4. Komponist der Oper „Dantons Tod", 5. größter Dichter Italiens (1759–1794), 6. russ. Dichter (1809–1852), irisch. romant. Volksdichter, 8. deutscher Schriftsteller (*1885), 9. deutscher Erzähler („Der Hungerpastor").
Waagerecht: Nach Einfügen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte den Titel eines Romans von Friedrich Wolf, der in unserem Verlag erschien.

Folgende Buchstaben kommen zur Verwendung:

aaaaa bb dd eeeeeeeeeee f ggg h iii lll mm nnnnnn ooooo rrrr tt uu.

Ungarn, 8. Straußenvogel, 9. europ. Staat in der Landessprache, 10. Roman von Strittmatter, 11. Mädchenname, 12. Auslese, 13. Nebenfluß der Weser, 14. Lebensabschnitt, 15. chem. Element.

KAPSELRÄTSEL

Fadenkreuz — Flankenangriff — Kanister — Diesel — Verschluß — Wattebausch — Bürger — Terpentin — Flieger — Richtkreis.
Jedem dieser Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Ausspruch Walter Ulbrichts.

ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Kommando auf Segelschiffen, 2. Torsteher der Eishockeymannschaft des ASK Vorwärts Crimmitschau, 3. am weitesten entwickelte Form der Monopole, 4. Stadt in der Schweiz, 5. Körperteil, 6. Mineralheilschlamm, 7. kleines Boot, 8. Forstschädling, 9. Fehllos, 10. Geburtsort von Karl Marx, 11. Nebenfluß der Donau, 12. Salzsee bei Stalingrad, 13. Gebirge.
Von der Zahl nach links unten: 3. Teil des Fußballplatzes, 4. Stadt in Frankreich, 5. Gartenhaus, 6. Teil des Fußes, 7. Landschaft in



FLIESENRÄTSEL

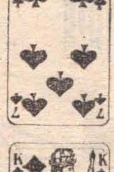
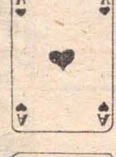


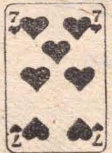
1. deutscher Philosoph, 2. Stadt in Westfalen, 3. Ausschluß aus einer Gemeinschaft, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Mißgunst, 6. dt. Schriftsteller (1907–1957), 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Wäldchen, 9. Nebenfluß der Donau, 10. größter Nebenfluß des Rheins, 11. männl. Vorname, 12. Nebenfluß der Wolga, 13. Fluß zur Nordsee, 14. Lachsfisch, 15. Nährmutter, 16. Lied, 17. Begrenzung, 18. Gebirgshirte, 19. Laubbaum, 20. Gartenanlage, 21. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 22. unfruchtbares Land, 23. nord. Hirschart, 24. schmale Durchfahrt, 25. Hebegerät.
Bei richtiger Lösung ergeben die Außenfelder vier Flüsse in der Sowjetunion.

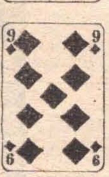


Der in Vorhand sitzende Spieler will mit abgebildetem Blatt Herz spielen und bekommt das Spiel bei 24, findet aber im Skat Kreuz Bube und Pik As, so daß er einen Grand spielen muß.
Welche Karten drückt der Spieler, wie muß das Blatt bei den Mitspielern verteilt sein, und wie kann das Spiel verlaufen, damit der Grand knapp gewonnen wird.
(Pik Bube und Karo Bube sitzen in einer Hand.)





ERGÄNZUNGSRÄTSEL

H — — — urg, F — — — kreich, Fa — — — kreuz, Wart — — — g, Sie — — — ehrung, Mo — — — rad, Sc — — — ulle, Para — — — s, Öl-f — — — e, L — — — werk, V — — schluß, R — — — lauf, Kla — — — termann, W — — — igerode, Sa — — ra, Gefe — — — s-feld, O — — — wald, A — — — ka, F — — — r-ball, A — — — lsport, Flo — — — t, Quar-— — — t.

Die Striche sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß sinnvolle Begriffe entstehen. Die eingesetzten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein Ergebnis der Maßnahmen unserer Regierung am 13. August.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ar — ard — ball — bas — bass — che — cher — dann — den — di — don — dung — e — e — e — e — e — eg — en — fa — bass — che — cher — dam — den — di — don — fern — fi — ga — gen — gott — ha — hen — hö — i — i — ket — la — lew — leit — li — low — lu — mie — mont — na — ne — ne — nor — nord — of — palm — pe — po — ri — rie — rot — run — sa — see — see — sek — spre — swerd — tap — te — te — ten — ter — ter — ti — tu — turn — um — un — wan — wald — we — werk — zier, sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. imperial. Staatenbündnis im ersten Weltkrieg, 2. Stadt in Nordspanien, 3. Randmeer des Atlant. Ozeans, 4. Drama von Goethe, 5. Dienstgrad, 6. europ. Staat, 7. frz. kommun. Lyriker, 8. Brandkampfstoff, 9. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 10. Ballspiel, 11. nordamerik. See, 12. tschech. Volksschriftsteller, 13. Stadt in Holland, 14. bestimmte Pulvermenge, 15. chem. Element, 16. Gebiet der Wissenschaft, 17. Teil des Flugzeuges, 18. Losungswort der Französischen Revolution, 19. Teil des Panzers, 20. hervorrag. dt. Physiker, 21. Holzblasinstrument, 22. Nachrichtensoldat, 23. Präsident des DTSB, 24. Kohlengebiet in der Sowjetunion, 25. Teilstrecke, 26. Planet, 27. erster Präsident der Sowjetmacht. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Marschall der Sowjetunion W. I. Tschuikow.

Auflösungen aus Heft 10/61

Schüttelrätsel: Hülse — Abzug — Niet — Degen — Gewehr — Rohr — Angriff — Norden — Anker — Tank — Eisen — „Handgranate".

Rund um das Zahlenfeld: 1. Kanonier, 2. Kanister, 3. Balliste, 4. Handball, 5. Hannibal, 6. Kabinett, 7. Kassette, 8. Barkasse.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Petrow, 5. Brumel, 8. Matern, 9. Ringen, 10. non, 12. Lot, 14. Meran, 16. Inn, 18. Amt, 20. Stola, 23. Kos, 26. Ana, 28. Bredel, 29. Gambit, 30. Werner, 31. Sinter.
Senkrecht: 2. Erato, 3. Reep, 4. Wanne, 5. Borna, 6. Unna, 7. Egeln, 11. Oregon, 12. Lena, 13. Test, 14. Maas, 15. Newa, 16. Irak, 17. Nios, 19. Myrte, 22. Taler, 23. Lagos, 24. Olive, 25. Aden, 27. Uman.

Silbenrätsel: 1. Kasakewitsch, 2. Alaskafüchse, 3. Erfolg, 4. Matrosen, 5. Puschkin, 6. Fahnenflüchtige, 7. Egmont, 8. Neukrantz, 9. Dostojewski, 10. Ehrenburg, 11. Koplowitz, 12. Uhse, 13. Neruda, 14. Schiller, 15. Thorndike — „Kämpfende Kunst".

Kreuzgitter. Waagerecht: Homer — Flak — Arie — Lille — Ural — Samara — Anapa — Unger — Perlon — Ares — Gram — Main — Takt — Rodin.
Senkrecht: Halka — Malta — Erl — Riesa — Lira — Kola — Uman — Arve — Neer — Puls — Ungar — Grand — Roman — Pakt — Reck — Rio

Schach. Weiß: Kh1, Dc8, Se6, Sg4; Schwarz: Kf7, De7, Sh7, Sh8. Verfasser A. d'Orville. Matt in zwei Zügen. 1. Dg8† Kg8: 2. Sh6 matt.

Skat. Spielverlauf: 1. V: Herz König, M: Herz As, H: Pik 10; 2. H: Kreuz Dame, V: Pik As, M: Kreuz As; 3. V: Herz 10, M: Herz 7, H: Kreuz 10; 4. V: Herz Dame, M: Herz 8, H: Karo 10; 5. V: Karo 8, M: Karo As, H: Karo 7; 6. M: Kreuz Bube, H: Pik 9, V: Pik 8; 7. M: Herz Bube, H: Pik Bube, V: Pik König.
Damit erhalten die beiden Gegenspieler 91 Augen, und der Spieler bleibt Schneider.



Schweiz Li.-Nr. 626



Ungarn Li.-Nr. 1447



DDR Li.-Nr. 627

Der fahrbare Untersatz (I)

„Ein Pärchen von damals kannte kein Automobil — ein Pärchen von heute weiß vom Posthorn nicht mehr viel!" Freilich, Schlagertexte soll man nicht auf die Goldwaage legen und auch nicht als der Weisheit letzten Schluß betrachten, doch die beiden eingangs zitierten Zeilen markieren elegant und rhythmisch jene beiden extremen Punkte, die man mit einer thematischen Sammlung bewußt verbinden kann, ich meine den Bogen von den Vorläufern und ersten



Anfängen der Entwicklung dessen, was wir heute mit Kraftwagen bezeichnen, bis hin zu unseren modernsten, zweckmäßigsten Kraftfahrzeugen aller Art.

Keine Angst, ich will keine Lektion über die Geschichte der Kraftfahrzeuge halten. Jeder Philatelist, der sich eine thematische Sammlung auf diesem Spezialgebiet aufbauen will, kennt sich selbst gut darin aus. Schließlich ist das Voraussetzung beim Aufbau jeder thematischen Sammlung. Daher genügen hier einige Anregungen zur Methode, wie ein derartiges Objekt gestaltet werden könnte.

Ausgangspunkt könnte es sein, philatelistisch darzustellen, daß es im Zuge der kapitalistischen Industrialisierung möglich und notwendig wurde, Fahrzeuge zu entwickeln, die dem althergebrachten Pferdefuhrwerk überlegen, also schneller und kräftiger, rationeller und rentabler waren. Vielleicht sollte man dabei der Postkutsche von vorgestern (z. B. Polen 1088) ein altes Postauto von gestern (Bosnien-Herzegowina 57, Bulgarien 1157, UdSSR 408) und einen modernen Omnibus der Deutschen Post (DDR 627) gegenüberstellen.

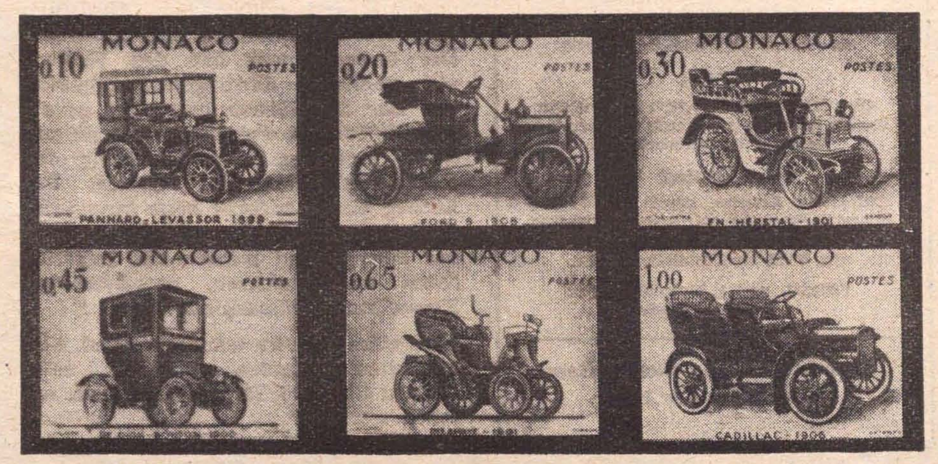
Vorsintflutliche Autotypen sind recht zahlreich im Markenbild festgehalten. Neben dem erst kürzlich im „sammler express" 9/61 abgebildeten Monaco-Satz (insgesamt 14 Werte) seien hier angeführt: CSSR 1116, Monaco Porto 37 (beides Kraftwagen mit Dampfantrieb), Bulgarien 381, 447, CSSR 1117, Schweiz 626 und Ungarn 1578.

Die Entwicklung nahm ihren Lauf. So wie in Luftfahrt und Schiffahrt setzte recht bald eine beachtliche Spezialisierung ein (dabei wollen wir Schienenfahrzeuge gar nicht erst in unsere Betrachtung einbeziehen). Aus dem vom Böttchermeister Michael Kaßler erfundenen Laufrad wurden — über zahlreiche Umwege (Hochrad usw.) — das Fahrrad (Friedensfahrtmarken), Moped (DDR 574) und Motorrad (Bulgarien 382, 448, 763, Jugoslawien 846, Monaco Porto 44, Polen, 945, San Marino 564, CSSR 831, 1041, Ungarn 1447, UdSSR 407, 663 u. a. m.).

Wolf

(Schluß folgt)

Die unten abgebildeten sechs Briefmarken gehören zu dem vierzehn Werte umfassenden Monacosatz. Dieser interessante Satz erschien im Jahre 1961.



Aus dem Inhalt:

AR fragt für Sie 609
Postsack 610
Das erste Semester 612
Rechtsbrecher 614
Deutschland — (k)ein Wintermärchen 616
„Gemischte Batterie — Feuer! 618
Sir Thomas Morus wundert sich 620
Himmelswächter 622
Jagd auf U-Boote (I) . . . 624
Die Enkel fechten's besser aus 626
Unsere aktuelle Umfrage . . 628
Der weinerliche Sergeant . . 631
Ein Soldat wie alle anderen 632
Wasser hat doch Balken . . 635
Kommando: „Achtung — präsentiert! 638
Der kluge Mann baut vor . . 640
Selbst eingeladen bei Kurt Stemplinger 643
„Unsportliche“ Notizen aus Sportlergesprächen 644
Raketenstart vom fliegenden Trägersystem 646
NATO-Schiffe und -Boote . . 647
Technik aus aller Welt . . . 648
Bist du im Bilde? 649
Werkzeug Sprengstoff . . . 653
Schatten an der Staatsgrenze 654
Was Soldaten schrieben . . 657
Der Schock 660
Wie Edgar André starb . . 662
Nach Dienst in der Bastelecke 664
Kleiner Russisch-Lehrgang . 665

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau“
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,— DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Für nicht angeforderte Manuskripte und Fotos übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Gesamtherstellung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (650)

Titel

Oberfeldwebel Zampe und Kollege Kutzig arbeiten am Getriebe eines T-34 in einer Panzerwerkstatt.

Rücktitel

Auf einem Bummel durch den herbstlichen Park trafen wir Fräulein Christa. Ihr Mantel ist ein Modell des VEB Treffmodelle Berlin.

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Ernst Gebauer

Redaktionsschluß des Heftes: 30. September 1961

Sir Thomas Morus wundert sich

(Fortsetzung von Seite 620)

ist, viel mehr Elan und Kraft entfaltet und entfalten kann als in der Ausbeutergesellschaft, darum ist die Sowjetunion und das ganze sozialistische Lager nicht nur auf den Gebieten der friedlichen Wirtschaft überlegen, sondern auch — aus den Erfahrungen gewitzigt — in der Verteidigungsindustrie und in der Kampfkraft ihrer Armeen. Die stärksten Waffen, die weitreichendsten Raketen, die ersten im Weltraum — mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Wenn diese Raubritter es wagen sollten, dann ist es mit ihnen endgültig vorbei! Der Sozialismus wird in der ganzen Welt siegen. Bitte, hören Sie zu:

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich bei einem immer stärkeren Wachstum der Kräfte des Sozialismus, bei Festigung der Arbeiterbewegung und der Schwächung der Positionen des Kapitalismus in manchen Ländern eine Situation ergeben kann, in der, wie Marx und Lenin voraussahen, es für die Bourgeoisie vorteilhaft sein wird, sich die wichtigsten Produktionsmittel abkaufen zu lassen, und es für das Proletariat vorteilhaft sein wird, ‚sich loszukaufen‘.“

„Sehr schön, das freut mich. Aber eine Frage noch. Dieser grandiose friedliche Aufbau des Kommunismus ginge doch viel schneller voran, wenn Sie nicht soviel auf die Rüstungsproduktion verwenden müßten? Verstehen Sie recht, ich sehe ein, es ist nötig, aber das wäre doch was, nicht wahr? Sie brauchen doch Ruhe und Frieden zu diesem Projekt?“

„Genau das, Sir Thomas“ sage ich, „wenn Sie mir erlauben, möchte ich noch auf diesen Abschnitt hinweisen:

„Als das Hauptziel ihrer außenpolitischen Tätigkeit betrachtet es die KPdSU, friedliche Verhältnisse für den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft in der UdSSR und für die Entwicklung des sozialistischen Weltsystems zu sichern und zusammen mit allen friedliebenden Völkern die Menschheit vor einem verheerenden Weltkrieg zu bewahren ...
Der radikale Weg zur Gewährleistung eines dauerhaften Friedens ist die allgemeine und vollständige Abrüstung unter strenger internationaler Kontrolle. Der Imperialismus hat den Völkern eine unerhörte Rüstungslast aufgebürdet. Der Sozialismus betrachtet es als seine Pflicht vor der Menschheit, sie von dieser sinnlosen Verschleuderung des Nationalreichtums zu befreien. Die Lösung dieser Aufgabe hätte historische Bedeutung für die Menschheit. Die Völker können und müssen die Imperialisten durch aktiven, entschlossenen Kampf zur Abrüstung zwingen ...“

„Das wäre wirklich wünschenswert. Alle Menschen könnten glücklich sein. Meinen Sie, daß Sie das alles noch erleben werden?“

„Warum nicht?“ sage ich, „ich bin jetzt 30, werde vielleicht 70, das ist 1961 plus 40, gibt 2001 — aber klar!“

„Das ist ja herrlich! Wissen Sie, dann komme ich noch einmal zu Ihnen und dann schreiben wir gemeinsam das Buch meines Utopistenkollegen Bellami ‚Rückblick aus dem Jahre 2001‘ um. Aber jetzt ist gleich Mitternacht, ich muß wieder verschwinden. Leben Sie wohl!“ Mit echt englischer Noblesse deutet Sir Thomas eine Verbeugung an: „Auf Wiedersehen im Jahre 2000!“ sagt er und wendet sich zur Tür. Plötzlich bleibt er jedoch auf halbem Wege noch einmal stehen, streicht sich nachdenklich übers Kinn und fragt mich, noch halb zur Tür gewandt: „Wenn der Kommunismus allerorten Wirklichkeit geworden ist, werden doch sicherlich noch einige Unverbesserliche da sein, die eben Kapitalisten bleiben wollen. Was machen Sie mit jenen?“

„Moment mal“, sage ich, stehe auf und trete zum Bücherschrank. Ein Griff und ich blättere in Stefan Heyms neuestem Buch. „Da haben wir es ja, die Geschichte heißt ‚Die letzte Nacht des 20. Jahrhunderts‘. Darf ich Ihnen daraus zum Schluß ein Stück vorlesen?“

Mein Gegenüber nickt, und während ich lese, ist mir plötzlich eigenartig feierlich zumute. Ich fühle, wie großartig doch die Perspektive und die Siegesgewißheit der Menschen des Sozialismus-Kommunismus ist, wenn heute schon ihre Schriftsteller mit so gelassenem Spott die Todfeinde der Menschheit in ihre Reservate verbannen können:

„... Die Reservation liegt auf einem riesigen Plateau im Pamirgebirge, ganz in der Nähe der Stelle, wo die letzten wilden Schneemenschen gefunden wurden. Schauen wir sie uns doch an“, schlug Ruth Nkano vor, „zum letzten Male in diesem Jahrhundert.“

Ich schaltete das Allzweck-Telegerät ein. Ein paar Drehungen der Skala, ein leichtes Knacken des Totalvisionsschalters — und die Reservation lag vor uns. Ich stellte die Skala des AZT-Geräts schärfer ein. Wie mit der Kamera, die an ihr Objekt herangeht, näherten wir uns einem marmornen Säulenbau — der Börse der Reservation. Es ging sehr aufgeregt zu unter den betagten Wertpapierbesitzern und Jobbern. Aktien längst nationalisierter Unternehmungen wurden schneller angekauft, als der Ticker registrieren konnte, ganz so wie um die Mitte des Jahrhunderts Ostwerte auf den Börsen des Westens gehandelt wurden... Eine leichte Drehung der Skala brachte uns eine Gruppe älterer Armeeoffiziere ins Blickfeld. Sie saßen um einen Sandhaufen herum und schoben vertieften Gesichts Miniatur-Atomraketengeschütze über ein Phantasieschlachtgelände; dann fing ein Streit an, wessen Seite zuerst total vernichtet worden sei, und die eine Hälfte der Offiziere versuchte mit altersschwachen Armen den Schiedsrichter zu verprügeln, der für die gegnerische Hälfte entschieden hatte...“

„Sehen Sie, Sir Thomas...“ will ich gerade sagen, aber die Worte bleiben mir in der Kehle stecken, denn als ich vom Buch hochschaue, bin ich allein. Ich habe wohl ein wenig geträumt: vom Kommunismus. **L. K.**


nich' 'nach richten!
ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE


ARMEE
Rundschau